



Wolfgang Amadens Mozart.

Von

J. Stieler.

Original-Zeichnungen von G. Oeffterdinger.

(Schluß.)

ie ernstlich der Vater fortan auf die allgemeine Ausbildung seiner Kinder bedacht war, beweist ein Brief aus jener Zeit.

„Der allgütige Gott hat meinen Kindern solche Talente gegeben, die es mir zur heiligen Pflicht machen, Alles ihrer Erziehung aufzuopfern.

Jeder Augenblick, den ich verliere, ist auf ewig verloren; wenn ich je gewußt habe, wie kostbar die Zeit für die Jugend ist, so weiß ich es jetzt. Sie wissen, daß meine Kinder zur Arbeit gewöhnt sind; sollten sie durch Hindernisse in der Wohnung oder dergleichen sich an müßige Stunden gewöhnen, so würde mein ganzes Gebäude einstürzen. Die Ge-

wohnheit ist eine eiserne Macht, und Sie wissen auch selbst, wie viel mein Wolfgang noch zu lernen hat.“

Von allen Seiten langten nun Einladungen an die jungen Künstler an. Die dringendsten von Wien, wohin sich denn die Familie im Herbst 1767 zum zweiten Mal begab. Als sie dort ankamen, herrschten die Blattern so bössartig, daß von zehn Kranken, neun daran starben. Auch die neunzehnjährige Erzherzogin Josefa erlag denselben.

Leopold Mozart flüchtete sich mit den Seinen nach Olmütz. Kaum dort angelangt erkrankte Wolfgang. Niemand wollte die von Wien kommende Familie mit dem kranken Kinde aufnehmen. Da begegnete der Vater dem ihm von Salzburg her bekannten Domherrn Grafen Podstatsky und klagte ihm seine Noth. „Kommen Sie zu mir,“ erwiderte dieser, „ich habe Platz in meinem Hause für Sie alle, und keine Furcht vor der Krankheit.“ — Sogleich ließ er Wohnung für die Familie bereiten, und schickte seinen Arzt und seinen Wagen, um den kleinen Kranken, der wirklich die Blattern bekam, in sein Haus zu transportiren.

„Ich will nicht melken,“ schreibt Leopold Mozart, „mit was für Güte und Ueberfluß wir überhäuft sind; ich will nur fragen, wie Viele es etwa noch dergleichen gibt, die eine ganze Familie mit einem blatternkranken Kinde unter solchen Umständen aus-

reiner Menschenliebe in ihrer Wohnung aufnehmen würden. Diese That wird dem Grafen für alle Zeiten Ehre machen in der Lebensgeschichte meines Sohnes.“

Erst im Januar 1768 kehrte man nach Wien zurück. Der Empfang bei Hofe war geradezu herzlich. Kaiser Joseph selbst kam den Erwarteten bis ins Vorzimmer entgegen, und führte sie zu seiner Mutter, die sie in tiefer Trauer, nur von ihren Kindern umgeben fanden. Die Kaiserin unterhielt sich freundlich mit Frau Mozart, erkundigte sich nach der Krankheit der Kinder, und erzählte ihr unter Thränen von den erlittenen Verlusten, dem Tode ihres Gemahls und der schönen, neunzehnjährigen Tochter.

Kaiser Joseph bestellte bei dem zwölfjährigen Meister, über dessen Fortschritte er auch seine Bewunderung zeigte, eine komische Oper, und sprach den Wunsch aus, ihn recht oft bei sich zu sehen.

Die Composition der Oper wurde sogleich in Angriff genommen und rasch vollendet. Wer Kenntniß davon hatte, rühmte sie als überaus gelungen. Man begann mit dem Einstudiren, — aber die Aufführung wurde unter jedem möglichen Vorwande immer wieder verzögert. Der Kaiser war für einige Zeit abwesend, überdieß das Theater verpachtet, so daß er nicht alsobald darüber zu gebieten hatte.

Mozart war nicht mehr ein Kind; der zwölfjährige $3\frac{1}{2}$ Fuß hohe Künstler war groß genug, Neid und Eiferjucht zu erregen. Der Vater durchschaute die Intrigue, forderte die Oper zurück, und rüstete sich zur Abreise.

Als Günst erbat er sich nur, daß Wolfgang dieselbe in einem Kreise von Kennern, wo möglich in Gegenwart des Kaisers, vortragen dürfe, was denn auch geschah, und wobei dem Componisten die vollste Anerkennung zu theil wurde. Aber auch eine noch glänzendere Genugthuung war ihm beschieden. Ein reicher Wiener Bürger, Pahlhammer, hatte ein Waisenhaus bauen lassen und zur Einweihung der dazu gehörigen Kirche eine solenne Messe bei Mozart bestellt. Diese Feierlichkeit sollte nun noch vor dessen Abreise stattfinden und er selbst dirigiren. Der ganze Hof war zugegen, der Zubrang von Menschen ungeheuer, und der Erfolg über alle Erwartung. Kaiser Joseph versicherte den jungen Meister seiner Zufriedenheit, und wie sehr er sich freue, ihn nun doch, gleich einem Feldherrn, an der Spitze eines ganzen Orchesters kommandirend und dirigirend zu sehen. Kostbare Geschenke des Kaisers und seiner erlauchten Mutter bestätigten noch die Versicherung ihrer Zufriedenheit.

Nach Salzburg zurückgekehrt, wurde Wolfgang zum Concertmeister ernannt, mit einem Jahresgehalt von — 12 Fl. 30 Kr., wofür er in allen Hofconcerten mitwirken mußte.

Die überall sich wiederholenden Lobpreisungen und Ehren, welche für mittelmäßige Talente häufig eine Klippe sind, an der ihr Fortschreiten scheitert, waren für Mozart nur ein Sporn zu immer angestrebterem Studium. Neben seinen musikalischen Arbeiten beschäftigte er sich eifrig mit dem Erlernen der italienischen Sprache, da der nächste Plan eine Reise nach Italien war, welches damals als das Vaterland und die hohe Schule aller Künste, ganz besonders der Musik galt.

Am 12. December 1769 brachen Vater und Sohn nach Italien auf. Kaum hatte Mozart den Fuß auf italienischen Boden gesetzt, als er sich von dem allgemeinsten Wohlwollen und jener lebhaft sich kundgebenden Anerkennung umgeben sah, die den Italienern eigen ist, wenn einmal ihr Enthusiasmus angeregt wurde. In Mailand bestellte der Unternehmer des Theaters eine Oper für den nächsten Carneval; weil aber bis dahin noch acht Monate Zeit waren, konnten unsere Reisenden ungestört ihrem Plan gemäß die übrigen Hauptstädte Italiens besuchen. Sie wendeten sich nach Bologna, damals der Sammelplatz der gelehrtesten Musiker, an deren

Spitze der berühmte Pater Martini stand, das musikalische Orakel seiner Zeit. Vor diesem strengen Gerichtshof sollte nun der viel gefeierte noch nicht vierzehnjährige Maestro die Feuerprobe bestehen. Er wurde hier vollkommen als Schüler behandelt, und ihm bedeutet, daß all das Rühmliche, ja Wunderbare, was man von ihm bisher vernommen, hier nur als Ausspruch der Laien betrachtet werde. Wollte er dieselbe Anerkennung von diesen Richtern beanspruchen, so müsse er dieß erst durch Proben vor diesem Richterstuhl rechtfertigen.

Man legte ihm nun eine Antiphona vor die er vierstimmig setzen mußte. Mozart löste die Aufgabe mit solcher Meisterschaft und in so kurzer Zeit, daß der alte Pater Martini ihn unter dem lauten Beifallszuruf der ernstesten Richter umarmte, und die philharmonische Gesellschaft ihn einstimmig zu ihrem Mitglied ernannte.

Die Briefe, in denen Wolfgang seine Erlebnisse an seine Schwester berichtet, abwechselnd französisch, italienisch, hochdeutsch und im Salzburger Dialekt, alles bunt durch einander geschrieben, — scheinen so recht der Ausbruch seines jugendlichen Uebermuthes zu sein, der sich auch nur auf diese Weise Luft machen konnte, was sonst unter der steten Ueberwachung des ernstesten Vaters, im Verkehr mit Künstlern und vornehmen Persönlichkeiten, nicht möglich war. Ein Mitglied der so berühmten, gelehrten Accademia filarmonica würde wohl kaum Jemand in dem Schreiber dieser Briefe vermuthen, wohl aber einen muthwilligen Jungen, der gern über Stock und Stein springen möchte, wenn er nur könnte und dürfte. —

In Rom, wo sie in den ersten Tagen der Charwoche anlangten, wohnten Vater und Sohn den großartigen Feierlichkeiten im Vatican bei.

„Der Saal war schon mit Menschen gefüllt,“ schreibt Leopold Mozart, „aber die Schweizergarden hatten Befehl einen Raum für Fremde und hohe Herrschaften zu reserviren. Man hat Wolfgang für einen deutschen Cavalier und mich für seinen Hofmeister angeschaut, und ich ließ sie dabei. Unsere gute Kleidung, die deutsche Sprache und meine gewöhnliche Freimüthigkeit halfen uns allerorts durch.“

Er schildert nun die würdevolle Erscheinung Clemens XIV., dem sie sowohl bei der Fußwaschung, die er an den zwölf alten Männern selbst vornahm, als bei der Tafel, wo er die Armen bediente, ganz nahe standen. Von größtem Interesse war beiden die Abendmusik in der Sixtinischen Kapelle, wo alljährlich an diesen Tagen das berühmte Miserere von Allegri aufgeführt wurde. Da man den Alleinbesitz

dieses Meisterwerkes in Rom so eifersüchtig hütete, daß allen Mitwirkenden bei strenger Strafe verboten war, irgend etwas davon mitzutheilen, so konnte man dasselbe nur dort allein hören. Der Eindruck war überwältigend für den leicht erregbaren, phantasievollen Knaben. Der Riesendom von siebenhundert Wachskerzen erleuchtet, im hellsten Lichterglänze strahlend, dem Eingange gegenüber, in schauerlicher Großartigkeit Michel Angelos Meisterwerk, das jüngste Gericht! — Allmählig erloschen während der Cerimonien die Lichter, bis auf wenige; tiefe Stille herrschte, und durch die weiten, düsteren Hallen erklang nun, von zweihunddreißig der ausgewähltesten Stimmen vorgetragen, wie aus höheren Sphären der Gesang des Miserere, ohne alle Instrumentalbegleitung. Mit gefalteten Händen, zitternd vor Erregung, stand Wolfgang; es war ihm, als sei er plötzlich in eine andre Welt versetzt, — er hörte nur. Schweigend ging er an des Vaters Seite her. Als sie heimkamen, griff er eilig nach Notenpapier, Tinte und Feder. „Ich will das Miserere aufschreiben,“ rief er dem Vater zu, der ihn verwundert anblickte, „ich glaube ich hab' es ganz im Kopfe.“ Und er schrieb, bis der Morgen graute. Am folgenden Abend, wo das Miserere wiederholt wurde, nahm er das Blatt in seinem Hute verborgen mit in die Kirche. Nur ganz wenig war daran zu berichtigen. — So hatte denn ein vierzehnjähriger Knabe, auf den Schwingen seines Genius, den so ängstlich gehüteten Schatz in die Welt hinausgetragen.

Vor einer Strafe schien es unfrem jungen Freunde nicht zu bangen, und wohl mit Recht, wie die Folge lehrte. In einer Gesellschaft, wo auch Christophoro, der erste Sänger der päpstlichen Kapelle sich befand, kam die Rede auf das Miserere und das erwähnte Verbot. Wolfgang fragte, ob denn noch niemand den Versuch gemacht hätte es aus dem Gedächtniß nachzuschreiben.

„Wie wäre das möglich?“ rief erstaunt Christophoro.

„Scheint Ihnen das wirklich unmöglich?“ erwiderte Mozart, öffnete den Flügel und spielte das ganze Miserere. Christophoro starrte den Spielenden an, als ob er ein übernatürliches Wesen sähe, und rief ein über das andre Mal: „che miracolo, o che miracolo!“ (Welches Wunder, o welches Wunder!) und als das Stück zu Ende und Alles bestrebt war, dem jungen Meister seine Bewunderung auszudrücken, — da fing der Sänger zu streiten an, indem er behauptete, niemand von allen Anwesenden, außer ihm, sei im Stande dieses Wunder in seinem ganzen Umfang zu erfassen. —

Auf Anrathen des Arztes begab sich Leopold Mozart mit seinem Sohn für die heißeste Zeit nach Neapel. Als Wolfgang dort spielte, behaupteten die Zöglinge des Conservatoriums, es müsse eine Zauberkrast in dem Ringe liegen, den er trug. Er legte ihn ab, und spielte zu ihrem Erstaunen gerade so, wie mit demselben.

Auf der Rückreise durch Rom erhielt Mozart eine Einladung zu dem Cardinal Pallavicini, der seinen Gast mit der Anrede: „Carino Cavaliere!“ (Theurer Ritter), begrüßte und ihm dann, in Gegenwart der ganzen Tischgesellschaft, Ordenskrenz und Adelsdekret im Auftrage des Pabstes, als Anerkennung seines außerordentlichen Talentes, überreichte. Es war derselbe Orden, den einige Zeit vorher der Ritter von Gluck erhalten hatte. Mozart machte niemals Gebrauch von diesem Titel; niemand kennt ihn als Ritter von Mozart. Der Vater aber schreibt an seine Frau: „Du kannst Dir denken, wie ich lachen muß, wenn alle Leute den Buben als Signor Cavaliere anreden.“

Die übernommene Verpflichtung rief nun Mozart nach Mailand, da er, wie er sagte, den sämtlichen Sängern und Sängerinnen die Arien anpassen müsse, wie ein guter Schneider die Kleider auf den Leib.

An Gegnern und Intriguen fehlte es nicht. „Es giebt satirische Zungen genug,“ schreibt der Vater, welche die Musik als etwas Junges und Elendes ausschreien und behaupten, es sei unmöglich, daß ein vierzehnjähriger Knabe, und gar ein Deutscher, eine italienische Oper komponiren könne.“

Am 26. Dezember 1770 fand endlich die Ausführung der Oper *Mithribates* statt. Wolfgang dirigirte selbst. Der Erfolg war vollkommen, alle Nummern wurden beklatscht, mehrere derselben mußten wiederholt werden, was ganz gegen die dort bestehende Gewohnheit war; vielhundertstimmig ertönte jedesmal der Ruf: *evviva il maestro, evviva il caro maestrino!* (Es lebe der Meister, es lebe der theure Meister!) Die Oper wurde zwanzig Abende nach einander bei immer vollem Hause gegeben, und hatte somit, wie die Italiener sagen, ihren Weg alle stelle gefunden (zu den Sternen erhoben).

Sogleich wurden Abschriften der Partitur für die Bühnen von Lissabon, Parma, Neapel, Verona und Wien bestellt, so daß sich der Gewinn des Kopisten höher als der des Komponisten belief.

Auf der Rückreise erhielt Mozart in Venedig und München neue Aufträge, für erstere Stadt die Oper *Lucio Silla*, für München eine komische Operette zu komponiren. In Salzburg fand er einen Brief des Grafen Firmian, einen Auftrag der Kaiserin

enthaltend, eine Cantate zur Vermählung ihres Sohnes, des Erzherzogs Ferdinand, zu komponiren. Mozart beeilte sich diesem ehrenvollen Rufe nachzukommen, setzte sich sogleich an die Arbeit, und reiste im Frühjahr wieder nach Mailand, wo die Vermählungsfeier stattfand. Die Cantate, welche in Wirklichkeit nichts Andres als eine Oper war, trug den Namen *Ascanio in Alba*. Als der alte Kapellmeister Glasse die Probe mit angehört hatte, sagte er zu den Anwesenden: „Dieser Knabe wird uns alle vergessen machen.“

So hatte denn Mozart in allen Ländern sich Vorbeern erworben, und Proben seines wunderbaren Talentes abgelegt.

Unzählige Lobgedichte und Besprechungen in allen Sprachen feierten und verkündeten seinen Ruhm; Laien und Künstler stimmten im Erstaunen über die nie dagewesenen Leistungen überein; neidlos erklärte Mozarts großer Kunstgenosse, Joseph Haydn, wiederholt: „Könnten nur alle Menschen seine herrlichen, unnachahmlichen Werke ganz verstehen, wie ich sie begreife und empfinde, Könige und Nationen müßten um den Besitz dieses Kleinodes wetteifern.“ — Dennoch konnte Mozart noch immer nicht erreichen, was er, was besonders sein alternder Vater so dringend wünschte, eine vortheilhafte, feste Anstellung.

In Salzburg war inzwischen Fürstbischof Sigismund gestorben. Die Wahl seines Nachfolgers erregte wenig Freude. Von ihm war insbesondere für Mozarts Wünsche nichts zu hoffen. Ohne Sinn und Interesse für Musik, betrachtete und behandelte er die Mitglieder seiner Kapelle ebenso, wie seine übrige Dienerschaft. Leopold Mozart richtete nun sein Augenmerk nach Paris, wo die Familie ein gutes Andenken und gute Freunde hinterlassen hatte. Wolfgang war bereits zwanzig Jahre alt; dennoch schien es dem besorgten Vater bedenklich, ihn, der bisher auf Reisen immer jeglicher Sorge für das Geschäftliche überhoben gewesen war, allein ziehen zu lassen. Er selbst aber wagte nicht von dem neuen Herrn einen längeren Urlaub zu verlangen, aus Furcht, seine Stelle zu verlieren.

So begleitete ihn denn diesmal nur die Mutter.

In Paris wurde der, noch in leuchtendem Andenken stehende Meister überall mit offenen Armen empfangen, vor allem von seinem Freunde Grimm. Auf seinen Rath übernahm Mozart einige Schüler aus den vornehmsten Familien; überdies strömten ihm von allen Seiten Aufträge zu Compositionen zu.

Schon glaubte er sich dem ersehnten Ziele nah, als plötzlich seine Mutter erkrankte und nach wenigen

Tagen in seinen Armen verschied. Mozart war wie zerschmettert; es war das erste Unglück, das ihn traf, er glaubte es nicht überleben zu können.

Der Gedanke, daß die Mutter um feinetwillen Gatten, Tochter und Heimath verlassen, um nun in der Fremde zu sterben, erhöhte noch seinen Schmerz. Grimm nahm ihn sogleich zu sich in sein Haus und besorgte das Begräbniß und was sonst sich Geschäftliches an solche Ereignisse knüpft. Wie dankbar Mozart diese liebevolle Fürsorge erkannte, wie viel Anlaß zu längerem Verweilen ihm geboten war — er sehnte sich fort aus der glänzenden, geräuschvollen Hauptstadt, in die Heimath, zu den Seinen.

Auch der Vater theilte jetzt diesen Wunsch.

Da inzwischen zwei Musiker der fürstlichen Kapelle ausgetreten waren, benutzte Herr Leopold, wohl wissend, wie nöthig man seiner nun bedurfte, die Gelegenheit, indem er sich den Anschein gab, ein Gleiches zu thun.

Man bot ihm denn auch alsobald eine Gehaltsaufbesserung und überdies die Stelle eines zweiten Kapellmeisters für Wolfgang mit fünfhundert Gulden jährlich, an. Demnach belief sich das Einkommen von Vater und Sohn zusammen auf tausend Gulden. Da überdies Anna Maria durch Stundengeben mindestens zehn Gulden monatlich verdiente, so meinte der alte Herr, dessen höchster Wunsch es natürlich war, den Sohn bei sich zu haben: damit könne man in Salzburg besser leben, als irgendwo anders in der Welt.

Bezeichnend ist die Art, wie er Wolfgang, nachdem er ihm die Sache mitgetheilt, zur Annahme auffordert. Er schreibt: „Nun kommt es nur darauf an, ob Du glaubst, daß ich noch bei Verstand bin, daß ich Dein Bestes will, und besonders, ob Du mich todt oder am Leben erhalten willst.“

Wie sehr auch Wolfgang sich nach der Heimath und den Seinigen zurücksehnte, so war ihm diese Nachricht doch eine Schreckenskunde. Er wußte es nur zu gut, daß für ihn dort kein Heil zu erwarten sei. Aber seinem weichen Gemüthe waren die Worte, war der Wille des Vaters eine Autorität, gegen welche er keinen Widerstand kannte.

„Ich kann mir nichts Gutes von dieser Anstellung erwarten,“ erwiderte er dem Vater, — „aber ich nehme sie an, weil Sie es wünschen, mein theurer Vater; für Sie Alles, Alles! Sie wissen es. Nach Gott kommt gleich der Papa, — das war mein Spruch als Kind, — so soll es auch bleiben.“ Ende September 1778 verließ Mozart Paris, gab in Straßburg, Mannheim und München Concerte, erhielt in letzter Stadt den Auftrag die Oper *Admoneo* zu

komponiren, und langte Mitte November in Salzburg an.

Mozart hatte sich nicht getäuscht, die Verhältnisse waren höchst unbehaglich; dennoch bemühte er sich, dem Vater zu Liebe, die Gunst des neuen Gebieters durch seine Leistungen im Dienste zu erwerben. Vergebens; kaum gelang es ihm den nöthigen Urlaub zu erlangen, um seine Oper in München selbst einstudiren und dirigiren zu können. Die erste Aufführung derselben fand am 26. Januar 1780 am Vorabende von Mozarts Geburtstag im Münchner Hoftheater statt. Vater und Schwester waren, um derselben beizuwohnen, Tags vorher in München eingetroffen. Ersterer hatte sich ein Plätzchen im Orchester ausgebeten. Kapellmeister Kannabich begrüßte ihn mit den Worten: „Wie viel habe ich unbekannterweise während des Einstudirens an Sie gedacht. Welche Freude für den Vater, ein solches Werk seines Sohnes mit anzuhören.“ — Die Vorstellung war eine der glänzendsten, welche seit Jahren stattgefunden hatte.

Sänger und Musiker, hingerissen von der wunderbaren Schönheit der Komposition, machten es sich zur Herzenssache, dieselbe so vollkommen als möglich durchzuführen. Auf Befehl des Kurfürsten, der persönlich schon den Proben beigewohnt, war auch die äußere Ausstattung derselben glanzvoll, und somit der Erfolg ein beispielloser. Die Kunde davon verbreitete sich rasch bis Salzburg, und bei jeder Wiederholung kamen nun auch Musikfreunde von dort, um das Werk ihres berühmten Mitbürgers zu bewundern. Mozart selbst war glücklich. Die warme Herzlichkeit, das richtige Verständniß und die Anerkennung, die er bei Hohen und Geringen fand, bildeten einen so grellen Kontrast mit seiner Salzburger Existenz, daß er immer wiederholte, er sei wie ein Gefangener, der seiner Haft entsprungen. Schon dämmerte die Hoffnung auf eine feste Stellung in München, als plötzlich ein Befehl seines Fürsten, der inzwischen nach Wien gereist war, auch ihn dorthin beschied. Mozart reiste gleich am folgenden Tage dahin ab, da sein Urlaub bereits abgelaufen war.

Die Behandlung, die er dort zu ertragen hatte, überstieg das Maß seiner Geduld. Er, so oft der gefeierte Gast an fürstlichen Tafeln, mußte täglich mit zwei Kammerdienern, die den Vorrang vor ihm hatten, zwei Köchen und dem Zuckerbäcker um halb zwölf Uhr zu Mittag essen; er durfte keine Einladung annehmen, in keinem öffentlichen Concert spielen, ohne die besondere Erlaubniß des Fürsten einzuholen, die ihm nicht selten verweigert wurde, und hatte überdies eine so ungnädige Behandlung

zu ertragen, wie kaum der niedrigste aller Bediensteten. Da nun andrerseits Mozart in Wien Anerbieten erhielt, die ihm eine ehrenvolle und angenehme Existenz in Aussicht stellten — die Musikalienhändler bewarben sich wetteifernd um seine Kompositionen, die vornehmsten Familien um Musikstunden von ihm zu erhalten, — so erbat er sich seine Entlassung aus dem Dienste des Fürstbischofs. Man suchte zwar unter mancherlei Vorwand ihm dieselbe zu verweigern und ihn zur Rückkehr nach Salzburg zu bewegen; aber er beharrte bei seinem Entschluß, und wählte nun die schöne, heitere Kaiserstadt zum bleibenden Aufenthalt. Dem dieses eigenmächtigen Schrittes wegen sehr besorgten Vater berichtet er treulich über sein Leben und Treiben. „Früh sechs Uhr“ schreibt er, „kommt täglich mein Friseur; dann komponire ich bis zehn Uhr; von zehn bis ein Uhr gebe ich Klavierstunden. Fast jeden Abend muß ich in Gesellschaft spielen; die übrige Zeit verwende ich zu meinem Studium, besonders den Werken von Händl und Bach.“ — Von jeder größeren Einnahme schickte er dem Vater zehn, zwanzig und dreißig Dukaten; über jede Arbeit erbat er sich sein Urtheil.

Mit Idomeneo war Mozart an dem Wendepunkte seiner musikalischen Laufbahn angelangt. Seine früheren Kompositionen waren sämtlich im italienischen Geschmack, welcher damals als der allein klassische galt. Idomeneo, obgleich mit italienischem Text geschrieben, ist Mozarts erste deutsche Oper, für welche der Meister auch immer besondere Vorliebe behielt, so wie er die in München verlebten Tage zu den glücklichsten seines Lebens zählte. Kurze Zeit nachdem er sich in Wien ständig niedergelassen, erhielt er vom Kaiser Joseph den Auftrag „die Entführung aus dem Serail“ — zu schreiben, da der Kaiser, wie er sagte, beabsichtigte, der deutschen Oper in Wien, die erst in sehr bescheidenen Anfängen blühte, mehr Ansehn und Geltung zu verschaffen. Im Juli 1782 fand die erste Aufführung mit zündendem Erfolge statt.

„Der Beifall war wie ein Platzregen,“ schreibt Mozart seinem Vater. „Die Leute klatschten mit Händen und Füßen, und schrien was sie konnten.“ Bei jeder Wiederholung bewährte sich der gleiche Enthusiasmus. Die Oper begründete Mozarts Ruhm in Deutschland, aber sie erregte auch die unversöhnliche Eifersucht der Italiener, die den gefährlichsten Nebenbuhler in ihm erkannten. Mozart tröstete sich über ihre Ränke, wie viel er auch darunter zu leiden hatte, durch die Freundschaft vieler edlen Menschen, darunter besonders seiner beiden berühmten Kunstgenossen, Gluck und Joseph Haydn. Sein Verhält-

niß zu letzterem glich dem eines Sohnes zu seinem Vater, wie hoch auch dieser den jüngeren Freund über sich stellte. Die Geschichte der Kunst bietet wenige Beispiele einer so edlen, neidlosen, gegenseitigen Anerkennung und Ergänzung; Mozart erklärte, erst von Haydn gelernt zu haben, wie man Quartette mache, Haydn versicherte wiederholt, ohne das, was er von dem Universal-Musiker Mozart gelernt habe, nicht im Stande gewesen zu sein, „die Schöpfung“ und die „Jahreszeiten“ zu schreiben.

Im selben Jahr vermählte sich Mozart mit Constanze von Weber, und benützte die Zeit, wo die Großen und

Reichen, der Stadt den Rücken wendend, allen Zurückbleibenden mehr oder minder freiwillige Ferien bereiten, zu einer Reise nach Salzburg. Wie viel Unangenehmes er dort erlebt, so drängte es ihn doch, die Heimath, Vater und Schwester, und die Freunde seiner Kindheit

wieder zu sehen, und ihnen seine junge Gattin zuzuführen. Sein erster Besuch galt dem Bruder seines väterlichen Freundes, Michael Haydn. Er fand ihn zu Bette und sehr niedergeschlagen. Auf Befehl des Fürsten sollte er zwei Duetten für Violine und Viola bis zu einem nahe stehendem Termine komponiren, fühlte sich aber, in Folge einer längeren Krankheit, ganz unfähig zu jeder Thätigkeit und war deshalb mit Gehaltsabzug bedroht. „Ei da ist ja zu helfen,“ rief Mozart, „deshalb machen Sie Sich keine trübe Stunde mehr; ich kenne Ihren Styl genau, und nun lassen Sie mich dafür sorgen.“ — Nach drei Tagen überbrachte Mozart dem kranken Freunde die beiden Stücke, so Manuscript als Reinschrift. „So,“ rief er vergnügt; „nun schreiben Sie nur Ihren Namen daher auf's Titelblatt, und niemand in der Welt soll mir nach-

weisen, daß diese Duetten nicht von Ihnen komponirt sind.“ Das Geheimniß wurde gut gewahrt; erst nach Jahren erschienen die Duetten eingereiht in Mozarts Werken. Michael Haydn aber bewahrte das Manuscript wie ein Heiligthum, und erzählte in seinen letzten Jahren noch mit Begeisterung von Mozarts Herzensgüte und diesem Liebeswerke seinen Schülern, durch welche erst die Sache bekannt geworden ist. Wenige Tage nach seiner Rückkehr von Salzburg kam die berühmte Violin-Virtuosin Strinajacki zu Mozart mit der Bitte, ihr eine Sonate für Violine und Klavier zu komponiren, und diese

in ihrem Concerte mit ihr zu spielen. Mozart, der niemanden etwas verweigern konnte, sagte zu. Der Tag zum Concerte war bestimmt, der Zettel gedruckt — aber die Sonate noch nicht geschrieben. Endlich erklärte die Signora, sie weiche nicht mehr von der Stelle, bis sie wenigstens



ihre Violin-Stimme erhalte. Mozart schrieb sie in ihrer Gegenwart und gab sie ihr, kam jedoch nicht zu der Probe, sondern erst Abends zum Concert. Er hatte also die aus dem Stegreif niedergeschriebene Violin-Partie noch gar nicht gehört. Rauschender Beifall lohnte das ausgezeichnete Zusammenspiel der beiden Künstler. Kaiser Joseph, der in einer Loge nächst der Bühne sich befand, winkte Mozart zu sich: „Lassen Sie mich doch einmal Ihr Notenblatt sehen, Mozart!“ — es war nichts als die Taktstriche darauf. „Haben Sie es wieder einmal bis zum Aeufersten kommen lassen?“ — „Ja, Eure Majestät, aber es hat deshalb doch nicht Eine Note gefehlt.“

Zu Anfang des Jahres 1785 unternahm Leopold Mozart nochmals die Reise nach Wien, wohin er einst nur den Wunderknaben geführt, um die ersten

Vorbeeren zu pflücken; jetzt besuchte er einen berühmten Mann. Mozart hatte eben eines seiner werthvollsten, wenn auch nicht bekanntesten Werke vollendet, — die seinem Freunde Haydn gewidmeten sechs Quartette.

Es war dem Vater vergönnt, dieses Meisterwerk in höchster Vollendung vortragen zu hören.

Tief bewegt ergriff Haydn, nachdem dieselben durchgespielt waren, die Hand des Greises mit den Worten: „Ich sage es vor Gott, und als ehrlicher Mann, daß ich Ihren Sohn für das größte musikalische Genie halte, das je gelebt hat.“ — Mozart, der diesen Quartetten eine Widmung in deutscher und italienischer Sprache beidrucken ließ, nennt sie darin selbst „die Frucht langer und mühsamer Arbeit“, die ihm aber durch die Zufriedenheit und liebevolle Entgegennahme des theuersten Freundes reichlich vergolten sei.

Aus jener Zeit stammen eine große Anzahl der herrlichsten Kompositionen aller Art, darunter auch die Oper „Figaros Hochzeit“, welche Mozart auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers schrieb. Das gleichnamige, damals besonderes Aufsehen erregende Lustspiel von Beaumarchais gab dazu Veranlassung und Stoff. Da Ponte verfaßte den Text, da die Oper von der italienischen Gesellschaft aufgeführt wurde. Der Director derselben war Salieri, Mozarts unveröhnlichster Gegner und Feind. Daß demnach sein Werk nicht in den besten Händen war, ist begreiflich.

Die Aufführung war denn auch eine so mittelmäßige, daß Mozart nach dem ersten Akt in die Loge des Kaisers stürzte, um sich seinen Schutz zu erbitten. Dieser, selbst entrüstet über diese unverkennbare absichtliche Vernachlässigung, hatte bereits eine strenge Zurechtweisung an die Mitspielenden gelangen lassen, der zufolge die Darstellung des zweiten Theiles bedeutend besser war. Aber der Eindruck war zerstört, das Publicum blieb kalt, und die reizende Oper kam nicht zur Wiederholung. Anders dagegen war es in Prag, wo sie einen solchen Sturm von Begeisterung erregte, daß man Tage lang von nichts Andreem sprach und sich nicht satt daran hören konnte. Graf Thun schrieb dem Componisten, daß er dem allgemeinen Wunsche des Prager Publicums hiermit Ausdruck verleihe, indem er ihn zu sich einlade, wo er Alles finden solle, was ihm den Aufenthalt behaglich machen könne. Mozart nahm mit Freuden die Einladung an, und kam im Februar 1787 nach Prag.

Man stritt sich darum, wie man „diesen König unter den Musikern“ würdig ehren könnte. Jeder

wollte ihn sehen und sprechen; man war doppelt entzückt, als man den einfachen, gemüthlichen Mann mit seiner naiven Ausdrucksweise kennen lernte. Das war der große Mozart, er, der jedem, der ihn darum bat, so bereitwillig vorspielte, als wäre es irgend ein Monarch, der ihn darum angegangen. — Daß auch unser Freund sich dort heimisch fühlte, wo man ihn so ganz verstand, wo selbst in den untersten Volksklassen die Musik mit Ernst und Liebe betrieben wurde, ist wohl natürlich. Tief bewegt von der herzlichen Aufnahme, von der warmen, aufrichtigen Begeisterung, die er gefunden, rief Mozart aus: „Weil die Prager mich so gut verstehen, will ich auch eine Oper ganz für sie schreiben.“ — Der Director nahm ihn beim Wort, und Mozart verpflichtete sich, bis Anfang des nächsten Winters eine Oper zu liefern. Diesem Versprechen verdanken wir die Oper der Opern, den herrlichen Don Juan. Schon im September desselben Jahres war das Werk so weit gediehen, daß Mozart sich mit seiner Gattin nach Prag begab, um mit dem Einstudiren zu beginnen. Er versicherte, daß er sich keine Mühe und Arbeit habe verdrießen lassen, um seinen Pragern etwas Vorzügliches zu leisten. „Es ist überhaupt ein Irrthum,“ setzte er hinzu, „wenn man glaubt, daß mir meine Kunst so leicht geworden, weil mir Gott ein besonderes Talent verliehen hat. Niemand hat gewiß mehr Mühe auf das Studium der Composition verwandt als ich. Es giebt keinen berühmten Meister, den ich nicht oft und fleißig durchstudirt hätte!“ —

Der Tag der Aufführung war gekommen, aber noch keine Note der Ouverture geschrieben. Am Vorabend befand sich der Meister umgeben von einer heiteren Abendgesellschaft, wo man auf den glücklichen Erfolg der Oper trank. „Und die Ouverture?“ mahnte ein Freund. Mozart schaute nach der Uhr, zog sich in's Nebenzimmer zurück und fing an zu schreiben. Wenn ihn der Schlaf überfiel, mußte seine Gattin, die mit ihm wachte, durch Erzählen komischer Märchen denselben verschrecken helfen. Um sieben Uhr früh kam der Kopist, und erhielt die Partitur. Das Orchester aber mußte die Ouverture von den nassen Notenblättern spielen. „Es sind zwar einige Noten unter die Pulte gefallen,“ sagte Mozart, „aber es ging doch vortrefflich.“ Don Juan wurde in weniger als zwei Jahren hundertsechszehnmahl in Prag gegeben, theils in italienischer, theils in böhmischer Sprache, bei immer gefülltem Hause und enthusiastischem Beifall.

Bei seiner Rückkehr nach Wien erhielt Mozart durch seine Schwester, die sich inzwischen mit einem

Baron Sonnenfels vermählt hatte, die Nachricht von der Erkrankung, und bald darauf von dem Tode seines Vaters.

Auf die erste Kunde schreibt er an denselben: „Ich höre, daß Sie krank sind; wie sehnlich ich tröstlichen Nachrichten von Ihnen entgegen sehe, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ich hoffe zuversichtlich darauf, obgleich ich mich gewöhnt habe, immer das Schlimmste zu erwarten. Ich habe mich seit ein paar Jahren mit dem Gedanken an den Tod so vertraut gemacht, daß sein Bild nicht allein nichts Schreckendes, sondern sogar recht viel Tröstendes für mich hat. Ich lege mich nie zu Bette, so jung ich bin, ohne zu denken, daß ich vielleicht den nächsten Tag nicht erlebe; und doch wird niemand sagen können, daß ich mürrisch oder traurig sei. Für dieses Glück danke ich alle Tage meinem Schöpfer, und wünsche es jedem meiner Mitmenschen.“

Noch immer war Mozart darauf angewiesen, von dem täglichen Erwerb durch Stunden-gaben und Komponiren sich und seine Familie zu erhalten. Ein Titel und die Anwartschaft auf irgend eine Stelle war Alles, was er bisher erlangt hatte. Erst als er durch den englischen Impresario Salomon eine dringende Einladung nach London erhielt, wurde ihm ein Wartegeld von jährlich 800 Gulden zugetheilt.

Im Frühling des Jahres 1789 folgte Mozart, in dem die Reiselust längst wieder erwacht war, der Einladung seines Schülers und Freundes, des Fürsten Richnowsky, ihn nach Berlin zu begleiten. Man verweilte in Dresden und Leipzig, wo Mozart noch niemals gewesen. Ueber seinen Aufenthalt in letzter Stadt berichtet der erst 1842 gestorbene Hofrath Rochlig, der ihn täglich gesehen, in der von ihm begründeten „Leipziger musikalischen Zeitung“. Außer mit diesem verkehrte Mozart dort mit dem einzig noch lebenden Schüler Sebastian Bachs, dem alten Doles, der nach seinem Meister die Cantor-Stelle an der Thomasschule erhalten hatte. In Gegenwart einer zahlreichen Zuhörerschaft spielte nun Mozart auf der berühmten Orgel. Doles weinte vor Freude und Rührung. „Ist denn Bach wieder auferstanden?“ rief er; „seit vierzig Jahren, seit Bachs Tode, habe ich so etwas nicht mehr gehört!“ Der alte Mann wollte sich durchaus dem Meister erkenntlich zeigen für die Freude, die er ihm bereitet hatte, und schenkte ihm deshalb eine noch ungedruckte Motette seines Lehrers, die Mozart als eine theure Reliquie bewahrte.

In Berlin angekommen, fragte er, — es war eben Theaterzeit, — was gegeben werde? „Die Entführung aus dem Serail.“ — Zum Umkleiden war

keine Zeit; Mozart begiebt sich im Reifekleid in's Theater, wo er Anfangs ganz zurück stehen bleibt. Er hört — und vergißt alles Andre. Er drängt sich allmählig immer weiter vor, ohne sich zu entschuldigen, drückt Zufriedenheit und Mißfallen durch freundliches Nicken oder ärgerliches Brummen aus. Alle Blicke wenden sich nach dem kleinen, blassen Mann in seinem abgetragenen Oberrocke, der sich endlich bis an's Orchester vorgeschoben hat. Manche lachten, Andre wollten den Störenfried ausgewiesen haben. Er bemerkte es nicht. Endlich, als bei der Arie „Frisch zum Kampfe“ die zweiten Violinen, sei es aus Versehen, oder in Folge eines Fehlers des Kopisten immer Dis statt D griffen, konnte er sich nicht länger halten und rief laut:

„Donnerwetter, wollt Ihr D greifen!“ —

Alles sah sich um; einige Musiker erkannten Mozart, bald verbreitete sich die Kunde, und der fast Ausgewiesene wurde nun der Gegenstand schmeichelhafter Ehrenbezeugungen. Auch am Hofe Friedrich Wilhelm II. mußte Mozart während seines Aufenthaltes in Berlin mehrmals spielen, und erhielt das Anerbieten, dort mit einem ansehnlichen Gehalt angestellt zu werden. „Ich kann meinen guten Kaiser nicht verlassen,“ erwiderte Mozart; „ich weiß, es thut ihm leid.“ Der gute Kaiser starb bald darauf und Mozart blieb ohne Wirkungskreis, mit seinem Wartegelde von 800 Gulden. Er arbeitete oft die ganze Nacht hindurch, und schon begannen die Folgen seiner übermäßigen Anstrengung sich fühlbar zu machen.

Bei seiner unerschöpflichen Gutmüthigkeit wurde er gar vielfach mißbraucht. So kam eines Tages der Director des Theaters an der Wien, Schikaneder, zu ihm mit den Worten: „Mozart, helfen Sie mir, Sie allein können mich vom Bankerott erretten.“

„Ich, womit?“ — „Mit einer Oper, hier ist der Text; wie viel verlangen Sie Honorar?“ —

„Wenn Sie nichts haben als Schulden, ist diese Frage wohl überflüssig.“

Man kam nun dahin überein, daß Mozart dem bankerotten Theaterdirector die Partitur unentgeltlich überließ, unter der Bedingung, daß dieselbe nicht abgeschrieben werden dürfe und dem Komponisten doch als einiger Ersatz die Möglichkeit bliebe, sie an andre Directionen zu verkaufen. Unter den heiligsten Bethenerungen verließ Schikaneder den großmüthigen Erretter. Mozart ging sogleich an's Werk und arbeitete Tag und Nacht.

Die Zauberflöte — das war die Oper — erzielte reichen Beifall und bedeutende Einnahmen, aber nicht nur auf Schikaneders Bühne, sondern in

den verschiedensten Städten, ohne daß jemand sich an Mozart um die Partitur gewendet hatte.

Noch ehe die Zauberflöte ganz vollendet war, erhielt Mozart den Auftrag, zur Krönungsfeier des Kaiser Leopold in Prag die Oper Titus zu komponiren. Während er eines Abends an der Arbeit saß, überbrachte ihm ein Unbekannter einen Brief, der ohne Unterschrift die Anfrage enthielt, ob er die Composition eines Requiems übernehmen, in welcher Zeit und zu welchem Preis er es liefern wolle? — Mozart erwiderte dem räthselhaften Boten, daß er gerne den Auftrag übernehme, den Zeitpunkt jedoch nicht genau bestimmen könne, indem er eben mit Arbeit gedrängt sei; als Honorar erbitte er sich fünfzig Dukaten, wüßte aber zu wissen, an wen er das Werk nach seiner Vollendung abzuliefern habe. — Nach wenigen Tagen erschien derselbe Bote wieder und brachte die fünfzig Dukaten, mit dem Bemerkten, daß nach Ablieferung der Partitur Mozart nochmals die gleiche Summe erhalten werde, indem der Besteller die Forderung viel zu gering finde. Ueber diesen selbst Näheres zu erfahren, möge er sich keine Mühe geben, da diese ganz vergeblich wäre. Uebrigens möge er das Werk nach Müße vollenden.

Bald darauf erging an Mozart die Einladung, nach Prag zu kommen und den Titus in Scene zu setzen und selbst zu dirigiren. Als er eben mit seiner Frau in den Wagen stieg, stand plötzlich der geheimnißvolle Bote wieder vor ihm und fragte: „Wie soll es nun mit dem Requiem werden?“ — Mozart entschuldigte sich mit der Unausschiebbarkeit der Reise, versprach aber gleich nach seiner Rückkehr an die Arbeit zu gehn, wenn der Unbekannte ihm so lange Frist gestatten wolle.

Von nun an blieben Mozarts Gedanken unablässig auf das Requiem gerichtet, selbst in Prag, wo seine Thätigkeit doch auf ganz anderem Gebiete in Anspruch genommen war. Einerseits war ihm als Künstler die Aufgabe eine höchst willkommene, da sie ihm Gelegenheit bot, auch in diesem Fache etwas Vorzügliches zu leisten; andererseits hatte die geheimnißvolle Weise der Bestellung einer Todtenmesse auf seine durch Anstrengung überreizten Nerven unverkennbar tiefen Eindruck gemacht. Er fühlte seit Monaten seine Kräfte schwinden und Todesahnungen verscheuchten öfters die ihm so ureigene Heiterkeit.

Mit Sorgen bemerkten Mozarts Freunde schon vor seiner Abreise nach Prag die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, das matte Auge, den leidenden Ausdruck seiner Züge; allerdings dachte niemand als vielleicht er selbst an ein nahe Scheiden. Wenigstens deutet seine heftige Gemüthsbewe-

gung bei dem Abschied von den Prager Freunden darauf hin; er weinte heiße Thränen, während er, der Vielgereifte, das Kommen und Gehen immer leicht genommen hatte.

In den letzten Septembertagen nach Wien zurückgekehrt, widmete er sich nun, da keine andre Arbeit mehr ihn in Anspruch nahm, mit ganzer Seele dem Requiem, indem er oft wiederholte, nie habe er an einem seiner früheren Werke mit solchem Interesse gearbeitet. Mit unermüdlichem Eifer, den auch die unverkennbaren Fortschritte seines leidenden Zustandes nicht zu schwächen vermochten, schrieb er Tag und Nacht. Sorgfältig kopirte er eigenhändig jede fertige Nummer. Anfälle von Ohnmachten, welche sich schon während er die Zauberflöte komponirte, hie und da eingestellt, wiederholten sich häufiger. Aber kaum fühlte er sich nur etwas erholt, so griff er mit fieberhafter Hast wieder nach seinen Notenblättern.

„Diese Todtenmesse schreibe ich für mich selbst,“ sagte er öfters mit nassen Augen, wenn Ermüdung ihn nöthigte die Feder wegzulegen; „ich fühle es, mit mir dauert es nicht mehr lange.“ — Seine besorgte Gattin rief den Arzt; man nahm ihm die Partitur weg und gebot ihm Ruhe. Mozart, sanft und liebevoll wie immer, fügte sich geduldig, wurde aber immer trauriger. An die Stelle seiner früheren natürlichen Heiterkeit war eine tiefe Melancholie getreten. Wenn eine seiner Opern aufgeführt wurde, folgte er, in's Zimmer gebannt, die Blicke auf die Uhr gerichtet, der Aufführung im Geiste. „Jetzt ist der erste Akt zu Ende, jetzt singt man den Chor „D Isis“ u. — sprach er dann leise vor sich hin. Die unfreiwillige Ruhe schien indessen doch eine Besserung herbeigeführt zu haben. Am 15. November fühlte Mozart sich so erträglich, daß er es unternahm eine kleine Cantate „Das Lob der Freundschaft“ für eine Festfeier zu schreiben. Der Beifall, mit dem sie aufgenommen wurde, erheiterte den Kranken. Er verlangte nun dringend die Rückgabe seiner Partitur, und seine Gattin, die ihn nun außer Gefahr glaubte, hegte kein Bedenken sie ihm zu geben. Kaum aber hatte er sich wieder an die Arbeit begeben, als sein körperlicher Zustand ihn nöthigte das Bett zu hüten — um es nicht mehr zu verlassen. Dennoch arbeitete er täglich, mit geschwollenen Gliedern, auf seinem Schmerzenslager, an dieser letzten Aufgabe seines Lebens. In jenen Tagen überbrachte man ihm seine Ernennung zum Kapellmeister von St. Stephan, mit der ein sehr bedeutendes Einkommen verbunden war. Bestellungen auf Opern für Prag und Wien, und Anträge auf periodische Lieferungen von Musikalienhändlern in Ungarn und Holland liefen ein,

als sollten dem armen Kranken seine letzten Tage und der Abschied vom Leben noch erschwert werden.

Mit Thränen begrüßte er jede dieser vermeintlichen Glücksbotschaften. „Jetzt muß ich fort,“ wiederholte er schmerzlich bewegt, „jetzt, wo ich sorgenfrei und ruhig leben könnte für meine Familie, für meine Kunst, und unabhängig von Mode und Spekulantens schreiben könnte, was mein Herz mir eingiebt.“ — Habe ich es nicht vorher gesagt, daß ich dieses Requiem für mich schreibe.“ Bei allen diesen körperlichen und seelischen Leiden bewährte sich ununterbrochen die bewunderungswürdige Güte und Sanftmuth seines Charakters.

Am 5. Dezember hatte er den ganzen Tag die Partitur auf seinem Bette; mit fast gelähmter Hand griff er mühsam nach dem Rothstift, einiges anzuzeichnen, seinem Freund und Schüler Süßmeier sorgfältig erklärend, wie er das Fehlende nach seinem Entwurf vollenden solle. Noch als er schon die Sprache verloren, bemühte er sich durch Aufblasen der Baden ihn an die, an gewissen Stellen anzuwendenden Pauken zu erinnern.

Am Abend desselben Tages besuchte ihn seine Schwägerin. „Das ist gut, daß Sie kommen,“ — sagte er zu ihr, — „Sie müssen heute Nacht dableiben, weil ich sterbe, um meiner armen Frau beizustehn.“ — Der letzteren trug er auf, seinen Tod so lange zu verheimlichen, bis sein Freund Albrechtsberger davon benachrichtigt sei; „denn ihm gehört von Gott und Rechts wegen mein Dienst.“ — Inzwischen kam der Arzt und verordnete kalte Umschläge auf den glühend heißen Kopf. Die Kälte erschütterte die Nerven des Kranken so gewaltig, daß er augenblicklich die Sprache verlor. Das Bewußtsein blieb ihm bis zum letzten Hauche. Wenige Minuten vor Mitternacht verschied er. Ein kurzes, aber unermesslich reiches Leben war zu Grabe gegangen.

Kaum hatte die Kunde von Mozarts Tode sich in Wien verbreitet, so versammelte sich eine Menge von Menschen vor dem Sterbehause, welche laut weinten. Sie alle haben wohl nicht nur den großen Meister seiner Kunst, sie haben auch den guten, immer — oft bis zur Schwäche — hülfreichen Mann betrauert. Wahrlich eine doppelt schöne Leichenrede! Auch bei dieser Gelegenheit bewies Prag in der glänzendsten Weise seine Verehrung für den großen Todten. Aus freiem Antrieb versammelten sich alle Tonkünstler der Stadt zur Abhaltung eines feierlichen Trauergottesdienstes. Das Orchester bildeten hundertzwanzig der ausgezeichnetsten Musiker; Plakate verkündeten schon Tags vorher die Trauerfeier, und eine ganze Stunde wurden sämtliche Glocken der Pfarrkirche geläutet, deren weiter, über viertausend Menschen fassender Raum für die zu strömende Menschenmenge nicht ausreichte.

Während man aber dort den lichtumstrahlten Katafalk als Sinnbild seines Sarges mit fürstlichen Ehren umgab, hatte die Familie, welcher Mozart als einzigen Reichthum seinen ruhmvollen Namen hinterließ, nicht die Mittel, einen eignen Begräbnisplatz zu kaufen. Mozarts sterbliche Hülle wurde in ein allgemeines Grab verjunkt, von dem nach wenig Jahren wieder andre Todte Besitz nahmen. — Zahllose Statuen und Monumente wurden in allen Ländern dem unsterblichen Meister errichtet; aber kein Stein, kein Kreuz bezeichnet die Stelle, wo seine Asche ruht. — Das herrlichste Denkmal, unvergänglicher als Erz und Marmor, hat er sich in seinen Werken gesetzt. Und so schließen wir mit den Worten eines seiner würdigsten Verehrer: „Mozarts Leben war ein Geschenk des Himmels für diese Erde.“

Deutsche Sprüche. Von Karl Simrock.

(Aus dem Lateinischen.)

Man sieht wohl an den Thaten,
Wie das Herz berathen.

Sei nur einmal erst zufrieden,
Gleich ist dir genug beschieden.

Hat ein Mann Gewissensbisse,
Hilft ihm nicht, wie viel er wisse.

Sprich wenig, schaffe viel,
Das führt zu gutem Ziel.

Sage nicht jedem Gast,
Was du auf dem Herzen hast.

Dieser Welt Pracht zerfällt
Gleich den Blumen auf dem Feld.

Sonnenaufgang.

Original-Zeichnung von Joseph, Ritter von Führich,
Gedicht von Friedrich Hölderlin.



Die Sonne steigt in Flammen auf.
Willkommen, lichter Morgen!
Hinaus zu frohem Tageslauf
Aus Nacht und Todesorgen!
Mein traumerwachtes Auge schaut
Die Erd' im Himmelsstrahle.
O Morgenwelt, du holde Braut,
Ich grüß' dich tausend Male!

Und war die Nacht auch lang und bang,
Der Tag, der Tag kehrt wieder!
Es läutet froh der Glockenklang
Der goldnen Lerchenlieder.
Gelobt sei Gott! so klingt es laut
In heiligem Chorale.
O Morgenwelt, du holde Braut,
Ich grüß' dich tausend Male!



Schuldlos-geständig.

Erzählung für die Jugend

von

Franz Bonn.

Mit Illustrationen von C. Dffterdinger.

Die Abend-
sonne
glühte
zwischen zer-
rissenen Wol-
kenstreifen
durch und über-
goß die weite
Landschaft mit
purpurnem Schimmer.
Friedlich stille war es
in Wald und Feld,
nur das schnaubende
Dampfroß, das mit
einem Eilzuge der
nahen Stadt entge-
genbrauste, störte die
Abendruhe, die über
Thal und Hügel ge-

breitet lag.

In einem der Wagen des rastlos rollenden Zuges saß ein Mädchen von zwölf Jahren. Obwohl noch ein Paar Stationen vom Ziele der Reise entfernt, hatte die Kleine, die ohne Begleitung war, doch schon ihren Reisefack und Sonnenschirm zur Hand genommen, um beim Aussteigen nicht aufgehhalten zu sein. Die Fahrt währte dem Kinde wohl zu lange. Aber es war nicht die Ungebuld kindlicher Freude — ein wehmüthiger Zug lag in dem blassen Gesichte des Mädchens. Seine schwarze Kleidung verrieth, daß es um einen Verwandten traure. Wer das Kind ein

Jahr vorher gesehen, der hätte Mathilden, so hieß das Mädchen, jetzt kaum wieder erkannt.

Damals schaukelte sie sich lustig in dem großen Garten hinter ihres Vaters Haus. Es war ein Abend wie der heutige, die Wolken hatten dasselbe Aussehen und es war so still und friedlich wie eben jetzt. Vater und Mutter saßen auf der weinlaubumrankten Veranda und genossen in traulichem Gespräche die schöne Abendstunde. Ferdinand, der Bruder des Mädchens fuhr im leichten Boote noch hinaus in den See, in dessen regungsloser Fläche sich Haus und Garten, Abendsonne und Wolken spiegelten. Die Nacht darauf erkrankte der Vater und in wenigen Tagen war er eine Leiche. Mathilde konnte den ganzen Schmerz nicht fassen, wie innig ihr Herz auch an dem guten Vater gehangen, aber die Thränen der Mutter thaten ihrem jungen Gemüthe unendlich weh. Seit jenem Abende war das sonst so muntere Kind still geworden; auch die Schaukel im Garten bewegte sich nicht mehr. Nach wenigen Wochen wurden Haus und Garten verkauft. Die Mutter zog mit ihren beiden Kindern in eine kleine Wohnung in der nahe gelegenen Provinzialstadt. Hin und wieder kam sie mit den Kindern noch an dem schönen Besitztum vorbei. Dann schaute Mathilde durch die Eisengitter nach ihrer Schaukel, und sie gingen wieder in ihre enge niedrige Wohnung. Die Mutter hatte sonst rothe Wangen, seit der Vater gestorben, war sie blaß geworden. Sie sei recht krank, sagte der Arzt und schüttelte bedenklich den Kopf. Mathilde sah oft mit stillem Kummer in das Gesicht ihrer guten Mutter.

Es war darin ein Zug, der sie an den Vater erinnerte, wie er im Sarge lag. Freudlose, stille Tage waren es, die dahinschlüpfen wie träge Wolkenschatten, und nun — war auch der Mutter treues Auge gebrochen. Ferdinand und Mathilde standen allein auf der weiten freudlosen Welt. Mathilde befand sich jetzt auf der Reise nach der Residenz, wo ihr in einem Institute ein Freiplatz ermittelt worden war.

Aus ihren stillen, großen Augen liefen ein Paar volle Thränen über die Wangen herab, da sie nun auf der einsamen Fahrt in's Abendroth hinaus schaute und vergangener Tage dachte. Die Schrillpfeife tönte. Der Zug fuhr in eine hohe Halle ein. Mathilde war am Ziele ihrer Reise. Mit Mühe drängte sie sich mit ihren Gepäcksstücken durch das Gewühl der Menschen. Die Ausgeherin des Instituts, eine mürrische Alte, hatte Mathilden der Abrede gemäß in Empfang genommen und geleitete den neuen Zögling durch manche lange Straße zum Institutsgebäude.

Mathilde mußte ziemlich lange warten, bis man sie vor die Vorsteherin des Institutes brachte, die den neuen Zögling mit nicht unfreundlichen aber wenig herzlichen Worten begrüßte. Man führte Mathilden auch noch zu den Zöglingen, welche nach dem Abendtische in einem großen Saale gemeinschaftlich sich unterhielten. Die neue Erscheinung war selbstverständlich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Neugierde — indessen kam Niemand Mathilden in herzlicher Weise entgegen und das arme Kind, bisher nur im trauten Kreise der Ahrigen der innigsten Herzenswärme gewohnt, bebte in sich zusammen bei dem Anblicke so vieler fremder Gesichter, aus denen nur kalte Freundlichkeit ihm entgegen trat. Ermüdet von der weiten Fahrt bat Mathilde, früher zu Bette gehen zu dürfen; es drängte sie hinaus aus dem fremden Kreise, als sollte sie draußen ein heimisches Plätzchen finden. Man führte das Kind in einen geräumigen Schlaftaal und wies ihm sein Bett an. Seine Habseligkeiten waren der Ordnung des Hauses entsprechend schon sofort nach der Ankunft in die ihnen angewiesenen Räume gebracht worden. Nun war Mathilde allein. Lange schlossen sich ihre Augen nicht trotz aller Ermüdung, bittere Thränen flossen über ihre Wangen herab — endlich trugen sie bunte Träume aus der unbehaglichen Gegenwart zurück in vergangene schönere Zeiten.

Wenn eine Pflanze in ein neues Erdreich versetzt wird, läßt sie einige Zeit die Blätter hängen und sieht traurig aus, bis die Wurzeln sich in dem fremden Grunde zurecht gefunden haben und wieder ihre gewohnten Dienste thun.

So ein neues, fremdes Erdreich war für Mathilde das Erziehungsinstitut. Wohl hatte die neue Umgebung viel Zerstreuendes, und das junge Herz des Mädchens, von dem tiefsten Schmerze über der Mutter Tod zerrissen, wurde durch die neuen Verhältnisse verhindert, ununterbrochen sich traurigen Gefühlen hinzugeben; aber die verschiedenen Eindrücke waren keineswegs froher und freundlicher Art.

Mathildens Erscheinung hatte bei den Zöglingen wenig Beifall gefunden. Das arme Kind hatte bei seinem ersten Eintreten nur zu sehr verrathen, wie unbehaglich die neue Welt ihm erschien. Sein schüchternes Erröthen, sei verlegenes Verhalten, sein baldiges Verschwinden aus dem Kreise der Zöglinge, mit denen es sich in kein Gespräch eingelassen, das alles machte keinen guten Eindruck. „Das scheint eine stolze Prinzessin zu sein,“ meinte die eine, „welch linkisches Benehmen,“ kritisirte die andere, „sie ist nicht hübsch,“ flüsterte die dritte, „man sieht, sie ist aus der Provinz,“ spöttelte eine vierte, und so ging es fort, ohne daß auch nur Eine Stimme sich für die Neueintretende erhob.

Die nächsten Tage besserten hieran nichts.

Mathilde, in ihrer ersten Jugend in glücklicheren Verhältnissen, hatte nur für Vater und Mutter und ihren älteren Bruder gelebt. Die Familie war sich selbst genug. Eingeschlossen in den stillen Frieden des Hauses blühte ihr heiliges Glück, und was über der Gartenmauer drüben lag, das war für die beiden Kinder eine fremde Welt.

In der letzten Zeit nach des Vaters Tod schlossen Noth und Entbehrung die Mutter und ihre beiden Kinder noch enger an einander, und nun sollte Mathilde unter fremden Menschen leben, in neue Verhältnisse sich schicken, ihres Lebensglückes beraubt sich an Aeltergenossinnen anschließen, die ihren Schmerz nicht verstanden, weil sie ihn nicht erlebt hatten. Nirgends kam ihr ein warmer Hauch der Liebe entgegen.

Das Institut war in Betreff des Unterrichts vorzüglich, aber Alles machte dem einfachen Kinde den Eindruck kalter, berechneter Nüchternheit und steifer Unnatur, und so verschloß sich Mathildens Herz in sich selbst und trug schweigend den Zwang, der sie wie mit tausend Fesseln umgab.

Es gibt liebebedürftige, schwärmerische Herzen, denen es nicht genügt, wenn kühle Ordnung, herkömmliche Freundlichkeit und entsprechende Versorgung mit dem alltäglich Nothwendigen sie umgeben, denen Mitgefühl und Theilnahme ein Bedürfniß sind, das alle andern überragt, und die lieber in Noth und Entbehrung mit einer gleichgestimmten Seele darben,

als ohne innigen Verkehr mit einem Freundesherzen im Ueberflusse das Leben genießen würden.

Zu diesen edleren Naturen gehörte Mathilde.

Aber je mehr sich das empfindsame Mädchen auf sich selbst zurückzog, je weniger es den übrigen Zöglingen mit Zutrauen entgegenkam, in demselben Maße wuchs bei diesen die Abneigung gegen Mathilde, und so entwickelte sich bald aus diesen Umständen für das arme Kind eine äußerst peinliche Lage. Statt sich in die Verhältnisse zu finden, hing Mathilde ihrer Wehmuth und ihrem Heimweh übermäßig nach und wurde um so verschlossener, je weniger sie bei Anderen für ihr Herzeleid die geforderte Theilnahme fand.

Das Institutsgebäude war von einem geräumigen Garten umgeben, in welchem die Zöglinge bei gutem Wetter ihre Freistunden zubringen durften. Die meisten vereinigten sich hier zu gemeinsamen Spielen, einzelne einander besonders befreundete wandelten neben dem Spielplatze plaudernd auf und nieder — nur Mathilde war meistens für sich allein. Sie hatte einige Male an dem allgemeinen Spiele theilgenommen, dabei aber so wenig Geschick entwickelt, daß sie immer nur die Zielscheibe des Gelächters der übrigen war. Das verbros das junge Mädchen und fortan mied Mathilde das allgemeine Spiel. Am äußersten Ende des Gartens, da wo derselbe durch eine Mauer von einem Nachbarhofe getrennt war, verbrachte sie meistens einsam die Freizeit.

So vergingen Herbst und Winter.

Der Frühling war wiedergekommen mit seinem Licht und seiner Freude. Die Sonne schien mild und freundlich herab auf die erwachende Erde und Alles freute sich ihres erwärmend-belebenden Strahls. Selbst der düstere Giebel des Nachbarhauses, der über die Gartenmauer herüberschaute, war vom Strahle der Frühlingssonne hell und lebhaft beleuchtet und sah freundlich aus, wenn auch das schadhafte Dach und die Risse in der Mauer deutlich verriethen, daß in diesem Hause wenig Freude, aber viel Armuth und Elend wohne. Zwischen dem Nachbarhause und der Gartenmauer des Institutes lag ein winklicher Hofraum, in den kaum im Hochsommer des Mittags ein schmaler Streif Sonnenlicht fallen mochte. Mathilde hätte längst gern gewußt, wie es da drüben über der Mauer aussähe, aber es war ihr zu beschwerlich zur Mauer-Höhe emporzusteigen, um über dieselbe schauen zu können. An einem der ersten schönen Frühlingstage entdeckte sie aber, daß an einer Stelle die Mauer leicht zu erklettern sei, und gab nun ihrer Neugierde nach.

Aber wie erschraf Mathilde bei dem Anblicke,

der sich ihr hier darbot. Ein solches Bild des Zammers hatte sie bisher noch nicht gesehn. — In dem engen Nachbarhofe, der überdieß von allerlei Gerümpel in seinem Raum noch mehr beschränkt war, saß auf einer kleinen Holzbank neben der feuchten Mauer ein armer, blasser Knabe. Die Krücken, welche neben ihm lehnten, verriethen, daß das arme Kind an beiden Füßen gelähmt sei. Stille saß der Knabe und flocht Strohmatte; — das Geräusch, das Mathildens Emporsteigen verursacht hatte, störte ihn aus seiner einsamen Ruhe auf. Freundlich schaute der Kleine zu dem Mädchen empor und seine klaren, braunen Augen glänzten freudig bei der fremden neuen Erscheinung. Da wich das Gefühl des Schreckens dem eines tiefen Mitleids in Mathildens Herzen.

Bald hatte sie Alles erfahren, wie der arme Knabe heiße, wer seine Eltern seien, warum er hier so einsam in dem dumpfen Hofe sitze und nicht herumspringe wie andre Kinder, was er da treibe und wie viel er sich mit dem Strohflechten verdiene.

Der kleine Anton war etwa acht Jahre alt; seine Eltern, arme Tagelöhnersleute, begaben sich meist schon früh Morgens zur Arbeit und ließen den armen gelähmten Knaben gewöhnlich allein daheim. Ein Topf mit brauner Brühe gefüllt, die mit Unrecht den Namen Kaffee trug, und ein Stück Brod wurde ihm als Nahrung zurückgelassen. In der engen dumpfen Stube, deren Fenster dem Hofraume zugewandt war, und in dem Hofe selbst verbrachte Anton die langen Tage in Einsamkeit. Die Schule konnte er nicht besuchen, denn er war zu schwächlich um sich eine so weite Strecke an seinen Krücken fortbewegen zu können. Man hatte daher dem Buben einige Fertigkeit im Strohflechten beigebracht und damit war er vom Morgen bis zum Abend beschäftigt. Das karge Brod, das seine Nahrung war, mußte er sich selbst verdienen.

Da nun Mathilde mit freundlicher Theilnahme sich um sein Schicksal erkundigt und herzlich mit ihm gesprochen hatte, erschien sie ihm wie eine gütige Fee, deren Anblick für das einsame Kind etwas Märchenhaftes hatte. Fortan gab es für Mathilde wie für den armen Anton nur eine Freude — das war die Erholungstunde, in der sie mit einander plauderten. Mathilde sparte sich bei jeder Mahlzeit etwas vom Munde ab, was sie dem armen Anton bringen konnte, Morgens den Zucker oder das Kaffeebrod, nach Tisch einen Apfel oder eine Birne oder was es sonst zum Bieruhrbrod gab. Das brachte sie dem armen Knaben, der ihr dafür immer so herzlich und

innig dankte, daß Mathilde keine größere Freude empfand als die, ihren kleinen Freund zu beschenken. Ihm erzählte Mathilde Alles, was sie erlebte, und ebenso gern und vertraulich plauderte Anton mit dem lieben Fräulein, das ihm immer wie ein Engel vorkam, wenn es sich oben an der Gartenmauer zeigte. Mathilde erkannte, daß das Loos des armen Anton doch noch trauriger sei als ihr eigenes, während Anton seinerseits wieder sich glücklich fühlte, daß er noch Vater und Mutter besaß, welche dem armen Fräulein, wie es unter Thränen ihm erzählt hatte, gestorben waren. Niemand wußte von diesen Gesprächen der beiden Kinder, als der liebe Gott.

In dieser Verborgtheit und Heimlichkeit lag aber ein doppelter Reiz, und so hatte Mathilde etwas gefunden, was ihr über Alles lieb und theuer war und sie ruhig alle Kränkungen ertragen ließ, welche ihr im Institute zu Theil wurden. Der kleine Anton aber freute sich Tag und Nacht auf die Stunde, wo Mathilde sich zu ihm hinabbeugte und ihm etwas brachte und mit ihm plauderte.

So verging beiden die sonst freudlose Zeit rascher und froher.

Mathilde war nicht talentlos, aber die unbehaglichen Verhältnisse, in welche sie sich nicht zu finden vermochte, die Erinnerungen an die schönen, vergangenen Zeiten, die sie immer mit der Gegenwart verglich, endlich auch ihre Beziehung zu dem armen Nachbarskinde, dem ihre Gedanken sich immer lebhafter zuwendeten, machten, daß die Lehrerinnen mit ihren Leistungen und Fortschritten wenig zufrieden

waren. Man war darüber im ganzen Institute einig, Mathilde sei ein Sonderling, und die Frau Vorsteherin insbesondere hielt sie für ein unheimliches Kind, dem man wenig Gutes zutrauen könne. Kleine Nachlässigkeiten und Versehen brachten Mathilden bald in Strafen, welche anfangs nur in kleinen Demüthigungen bestanden, nach und nach aber immer

empfindlicher wurden. So durfte Mathilde manchmal zur Strafe nicht an der Erholungsstunde theilnehmen. Das kostete ihr immer bittere Thränen, nicht weil sie im Hause bleiben mußte, sondern weil sie dann mit ihrem armen Liebling nicht plaudern konnte. Aus dem gleichen Grunde war ihr auch die Entziehung des Bieruhrbrodes eine weit härtere Strafe als unter anderen Verhältnissen, denn sie konnte ja an solchen Tagen ihrem Anton kein Obst bringen, auf das sich der arme Knabe doch so freute und für das er immer so dankbar hinausblickte zur freundlichen Spen-



derin. Mathilde verdoppelte ihren Fleiß und ihre Aufmerksamkeit, aber es gelang ihr nicht allen Strafen zu entgehen; ja hin und wieder erlitt sie in der Folge auch Strafen, die sie nicht verdient hatte.

Die Mitschülerinnen liebten sie nicht und hielten gegen sie zusammen, so daß es um so leichter geschah, daß Mathilde für die Urheberin irgend einer Ungehörigkeit gehalten wurde, als jede frühere Bestrafung einen neuen Verdachtsgrund gegen sie abgab. Anfangs vertheidigte sich Mathilde zwar lebhaft gegen jede unbegründete Anschuldigung, aber da sie gleichwohl ein und das andre Mal bestraft worden war,

schwieg sie jeder Beschuldigung gegenüber in trotzigem Unmuth und ertrug geduldig so manche Zurechtweisung, welche nicht sie, sondern eine andere verdient hatte.

Eines Tages — der Sommer neigte sich seinem Ende zu — kam die Frau Vorsteherin mit hochrothem Gesichte in den Saal, in welchem die Zöglinge beim Frühstück versammelt waren. Mathilde saß still für sich und war eben im Begriffe das für Anton bestimmte Morgenbrod einzustecken, als die Frau Vorsteherin auf sie zueilte und sie beim Arme ergriff. Mathilde erschraf. Aber ehe sie sich zu besinnen Zeit fand, hatte die Frau Vorsteherin sie mit sich in ihr Zimmer fortgezogen.

Die Zöglinge, einen Augenblick über die ungewohnte Erscheinung der Vorsteherin und über deren heftiges Auftreten erstaunt, plauderten jetzt lauter durch einander: was mag wieder vorgefallen sein? Sie ergingen sich in allerlei Vermuthungen.

Mathilde erzitterte vor Scham und Angst, als sie nun in das Zimmer der Frau Vorsteherin trat und dort beinahe sämtliche Lehrerinnen des Instituts versammelt sah. Sie war sich keines Unrechtes bewußt, aber das Blut drängte gleichwohl ihrem Herzen zu, und bleich und bebend stand das arme Mädchen da und schlug die Augen nieder.

„Weißt du,“ so begann nach einer peinlichen Pause die Frau Vorsteherin mit ihrer strengen Stimme, „weshalb du hierher geführt wurdest?“

Mathilde schüttelte den Kopf.

„Wo warst du gestern nach dem Abendtische?“

Jetzt fiel Mathilden ein, daß sie sich gestern, weil sie den Tag über im Hause bleiben mußte, nach dem Abendtische heimlich auf den Spielplatz geschlichen hatte, um noch ihrem kleinen Freunde die Pflaumen zu bringen, welche zu Ehren des Namens-tages der Frau Vorsteherin als besondere Delicatesse zum Bieruhrbrod gegeben worden waren. Sie hatte Anton im Hofe nicht getroffen und glaubte, er sei schon zu Bette gegangen.

Durfte Mathilde diesen Besuch gestehen, ohne das Geheimniß zu verrathen, das für sie in ihrer Beziehung zu jenem Kinde lag und das bisher so glücklich allen Späheraugen entgangen war? Mathilde schwieg.

„Ich will dir sagen, welcher Verdacht gegen dich besteht,“ begann nun die Vorsteherin auf's neue. „In meinem Garten wurde gestern der beste Pflaumenbaum vollständig geplündert und überdies durch Abschneiden einiger Zweige beschädigt, und Niemand anders ist der Dieb und Baumfrevler als du!“

Mathildens Gesicht überzog eine feurige Röthe.

Ihre Augen öffneten sich weit und schauten die Vorsteherin groß an.

„Das habe ich nicht gethan,“ sprach Mathilde rasch und bestimmt, dann aber barg sie tief bewegt ihr Gesicht in beide Hände und brach in Thränen aus. Dieser schimpfliche Verdacht erschütterte ihr erregtes Gemüth zu gewaltig und raubte ihr alle Fassung.

Die Lehrerinnen nahmen diese Bewegung für ein Zeichen des Schuldbewußtseins.

„Zeige was du in deiner Tasche hast,“ rief die Vorsteherin.

Jetzt fiel Mathilden ein, daß sie noch die süßen Pflaumen von gestern bei sich trug, welche sie dem armen Anton nicht mehr geben konnte. Sie erschraf heftig und brach in neue Thränen aus.

Eine der Lehrerinnen griff jedoch rasch in Mathildens Tasche und zog zwei Pflaumen hervor.

„Sie sind von gestern,“ stammelte Mathilde.

„Von gestern?“ rief die Vorsteherin zürnend; „willst du glauben machen, du habest deine Pflaumen nicht wie alle übrigen Zöglinge zum Bieruhrbrod verzehrt?“

Unterdessen hatte die Lehrerin noch ein Messer aus Mathildens Rocktasche hervorgezogen, dessen Klinge Spuren zu zeigen schien, als seien damit saftige Zweige abgeschnitten worden. Wer konnte nun noch an Mathildens Schuld zweifeln? Es war ein Messer, wie es die Zöglinge nicht zu führen pflegten.

Mathilde hatte damit dem Anton vor zwei Tagen eine Gerte abgeschnitten und es dem Knaben, dem es gehörte, zurückzugeben vergessen.

„Küagnest du noch, du verworfenes Mädchen?“ rief jetzt die Frau Vorsteherin in großer Entrüstung; denn die Umstände sprachen so schwer für Mathildens Schuld, daß keine der Lehrerinnen mehr einen Zweifel hegte.

„Ich bin unschuldig,“ rief Mathilde, und ein Strom von Thränen begleitete ihre Versicherung.

Umsonst, man brachte Mathilden in eine dunkle Kammer und überließ sie dort einige Stunden ihrem Schmerze.

Die Kunde des Frevels verbreitete sich rasch im ganzen Institute. Daß ein Zögling die That begangen, lag zu nahe, und dafür sprach auch, daß Fremde von außen nicht wohl unbemerkt über die Mauer in den Garten gelangen konnten. Alles hielt Mathilden für die Schuldige.

Umsonst harrete heute Anton auf seine freundliche Fee, die auch gestern schon ausgeblieben war. Seine Augen wendeten sich nicht von der Gartenmauer weg. Er hatte ja seiner Freundin so viel zu erzählen.

Der Abend kam heran. Mathilde hatte viel geweint und gebetet. Die Stunden, die sie in der dunklen Kammer zugebracht, schienen ihr fast Tage zu sein. Endlich öffnete sich die Thüre und Mathilde wurde wieder in das Zimmer der Frau Vorsteherin geführt.

Das arme Mädchen wurde auf's neue in's Verhör genommen, sie beharrte bei der Versicherung ihrer Schuldlosigkeit, ohne jedoch ihre Beziehung zum armen Nachbarskinde zu verrathen.

„Gut,“ sagte endlich die Vorsteherin, „wenn du deine Schuld nicht reumüthig gestehen willst, so werde ich deinen Vormund davon in Kenntniß setzen, daß er dich sofort aus dem Institute abholt. Das Gericht wird die Sache untersuchen und Schimpf und Schande mögen dich für dein Leben unglücklich machen. Noch ist es Zeit. Gestehst du deinen Frevel ein, so mag es für dieses Mal mit einer gelinden Strafe abgehen und die Sache soll nicht angezeigt werden. Beharrst du noch bei diesem Lügner, so weißt du, was dir bevorsteht.“

Mit diesem Bescheide wurde Mathilde entlassen und nachdem man ihr eine äußerst dürftige Mahlzeit gegeben, wieder in die finstere Kammer zurückgebracht.

Wer vermag zu schildern, was das arme Kind in der folgenden schlaflosen Nacht gelitten hat! Der Gedanke, daß ihr Vormund und durch diesen ihr Bruder Nachricht bekommen solle, daß sie auch vor Gericht als schuldig erkannt und bestraft werden könnte, quälte Mathilden unsäglich. Sie hatte ihren Bruder so lieb. Sie wußte, daß er ihr so von Herzen zugethan sei, daß sie den Gedanken, vor ihm als so verworfene Uebelthäterin zu erscheinen, nicht ertragen konnte. „Und was soll aus dem armen Anton werden, wenn ich aus dem Institute fort muß? Ich werde ihn nicht mehr sehen, nicht mehr mit ihm plaudern, kein Obst mehr ihm bringen können.“ So stürmten die Gedanken und Empfindungen auf Mathildens tiefbewegtes Gemüth ein und drängten sie zu dem Entschlusse, sich, wenn auch durch eine Lüge, vor der ihr unvermeidlich erscheinenden Schmach zu retten. Wie sehr sich auch das Gefühl ihrer Unschuld und der Abscheu vor einer absichtlichen Unwahrheit dagegen sträuben mochte, bald schien ihr das verlangte Geständniß der einzige Ausweg zu sein. Wer wird mir glauben, wenn ich bei der Versicherung meiner Unschuld beharre, am wenigsten der strenge Vormund. Dem armen Kinde schien keine Möglichkeit mehr gegeben, die Frau Vorsteherin zu überzeugen, daß es schuldlos sei. Noch hielt das Andenken an die liebe Mutter Mathilden vor dem fal-

schen Geständnisse zurück, das ihr wie ein Verrath an ihrer Ehre vorkam; — endlich hatten die Empfindungen der Angst und der Gedanke an die Unmöglichkeit einer anderen Rettung die Oberhand gewonnen, und als am nächsten Tage neuerdings die Frau Vorsteherin erschien und dem Kinde zuredete, durch ein reumüthiges Geständniß seinen Fehler wieder gut zu machen, da sank Mathilde erschöpft nieder und stammelte unter Thränen: „Ja — ich hab's gethan!“ Die ernste Vorsteherin konnte sich eines Mitleids nicht erwehren. Ihr Auge wurde feucht und indem sie Mathilden die Hand reichte, sprach sie in mildem Tone: „Danke Gott, daß du es über dich vermocht, dein Unrecht zu gestehen. Ich hoffe, daß du nun der Besserung fähig bist, und von meiner Seite soll Alles geschehen, was zu deiner Umkehr nöthig ist. Einstweilen wirst du von den Zöglingen getrennt, dich in einem besonderen Zimmer aufhalten und beschäftigen, und in Ergebung die Strafe erwarten, welche ich über dich verhängen muß.“

Mathilde brachte kein Wort mehr über die Lippen. Schweigend hörte sie die Worte der Vorsteherin an, und nun, da diese sie allein gelassen hatte, warf sie sich auf die Kniee nieder und weinte bittere Thränen.

Während dieser Vorgänge im Institute hatte Ferdinand, Mathildens älterer Bruder, bei einem Verwandten einige Meilen von der Stadt, in der sich das Institut befand, ziemlich einsam seine Tage verlebt. Ferdinand hatte sich der Kunst gewidmet, zu welcher er schon in frühesten Jugend entschiedenes Talent bekundete. Sein reger Eifer war von den besten Erfolgen gekrönt, und freudig überrascht über die Fortschritte seines Schülers drang sein Lehrer, ein vortrefflicher Maler, jetzt darauf, daß Ferdinand die Residenz besuche, um an den klassischen Mustern, welche dort in den Sammlungen aufbewahrt sind, sich selbst zum Meister auszubilden.

Zur selben Zeit, als Mathilde in Thränen in ihrem einsamen Straßstübchen saß, schwang Ferdinand lustig den Wanderstab und schritt, ein leichtes Känzgen auf dem Rücken, frohen Muthes der Hauptstadt zu, in welcher er die herrlichen Schätze der Kunst, in welcher er den liebsten Schatz seines Herzens, seine liebe Schwester, sehen sollte. Mit der Eisenbahn zu fahren, schien dem jungen Künstler zu prosaisch und zog er es deshalb vor, durch Berg und Thal auf Umwegen wie in schöneren, alten Zeiten die Reise zu Fuß zu machen.

Jedem Bäcklein, jedem Vogel gab er Grüße mit an seine Schwester, und zu den ziehenden

Wollen sendete er manches Lied hinauf voll Wanderlust und Jugendfröhlichkeit. So kam er nach einigen Tagen bestäubt in der Hauptstadt an und hielt in einem bescheidenen Gasthause Einkehr. Er konnte es kaum erwarten, bis er das Institutsgebäude erfragt und das alte Thor desselben sich ihm geöffnet hatte. Fast ein ganzes Jahr hatte er Mathilden nicht mehr gesehen. Wie mochte sie sich verändert haben, wie mochte sie gewachsen sein; war er doch selbst ein gutes Stück größer geworden und mußte er fast befürchten, von Mathilde nicht mehr erkannt zu werden, denn der Flaum, der seine Lippen — Ferdinand war 17 Jahre alt — umschattete, hatte wie er meinte, sein Aussehen bedeutend verändert. In solchen Gedanken erwartete Ferdinand ungeduldig die Frau Vorsteherin. Die stattliche Dame begrüßte ihn freundlich, aber sie theilte ihm sofort auch mit, daß und warum sich Mathilde in Strafe befände. Die Geschichte von dem beraubten Obstbaum bewegte schmerzlich des Bruders Herz.

„Sie hat ihre Schuld selbst gestanden,“ begann endlich Ferdinand, welcher die Mittheilungen der Frau Vorsteherin mit tiefem Schweigen angehört hatte; „ohne dieses Geständniß würde ich sagen, meine Schwester sei an diesem Frevel schuldlos.“ Ferdinand kannte ja seiner Schwester Herz so gut, wie sein eigenes, er wußte, daß Mathilde einer so niedrigen boshaften Handlung nicht fähig war. Dringend bat er daher die Frau Vorsteherin, Mathilden sehen und sprechen zu dürfen. Die Unterredung wurde ihm gewährt.

Wer vermag Mathildens Ueberraschung zu fassen, als sie unvermuthet ihren Bruder eintreten sah! Mit einem lauten Freudenschrei lag sie an seinem Halse. Vergessen war mit einem Male, was dazwischen lag, seit sie Abschied genommen. Sie hatte ihren Bruder wieder, sie sah wieder in seine hellen blauen Augen wie dereinst im Garten bei den lieben Eltern. Mathilde fühlte sich wie im Himmel.

Als aber nach der ersten Begrüßung Ferdinand von der Strafe, in der sich Mathilde befand, und von dem Grunde derselben zu reden begann, da ward Mathilden wieder weh um's Herz, denn sie sah, welchen tiefen Schmerz der Vorfall ihrem guten Bruder bereitete. Ferdinand ließ deutlich erkennen, daß er an ihrer Schuld im Herzen zweifle, wenn auch sein Verstand einsehe, daß aller Verdacht nur gegen sie spreche. Die Aussicht von Ferdinand verstanden zu werden, löste Mathildens Wort in lebhafter Raschheit von ihren Lippen und sie vertraute ihrem Bruder unter Thränen, daß sie unschuldig und ihr reumüthiges Geständniß eine Unwahrheit sei.

Ferdinand glaubte seiner Schwester, aber wenn er sie der boshaften Handlung nicht für fähig gehalten hatte, so schien ihm jetzt unmöglich, daß ihr redliches Herz sich zu einer so schweren Lüge verirren konnte, mit der sie ihre eigene Ehre aus schwächlichen Beweggründen preisgegeben hatte.

Nun hätte er es beinahe vorgezogen, wenn Mathilde wirklich den Baum beraubt und nicht gelogen hätte; „denn von allem Unrecht das schlimmste,“ so hörte er oft seinen Vater sagen, „ist die Lüge.“ Mathilde öffnete ihm ihr ganzes Herz. Er sah, welchen Antheil der arme Anton und die Aussicht, mit Schande aus dem Institute entlassen zu werden, an dem unsehligen Entschlusse Mathildens, sich durch eine Lüge zu retten, gehabt habe, und als ihm die Schwester noch einmal die Hand reichte und mit einem thränenfeuchten Blick an der Thüre sagte: „Bruder, verlaß mich nicht!“ da fühlte Ferdinand sich wunderbar erhoben und er begriff zum ersten Male ganz die Bedeutung der Worte, die sein Vater so oft gesagt hatte: „Wenn ich einmal nicht mehr bin, mußt du deine Schwester beschützen und für sie sorgen.“ Die Unterredung mit Mathilde hatte Ferdinand um einige Jahre ernster und reifer gemacht. Ohne seine Ueberzeugung von der Schwester Unschuld auszusprechen oder nur anzudeuten, verabschiedete sich Ferdinand bei der Frau Vorsteherin unter dem freundlichsten Danke für die gewährte Unterredung und mit der Bitte am nächsten Tage wieder kommen zu dürfen. Tausend Gedanken und Pläne, wie er die Unschuld seiner Schwester darzuthun vermöchte, durchkreuzten sich in seinem Kopfe und nur der eine Gedanke stand leuchtend fest vor ihm: „du mußt deiner Schwester Ehre retten, sie ist schuldlos an dem Frevel, wenn auch schuldig des falschen Geständnisses.“

Ferdinand hatte Mathilden versprochen, den armen Anton aufzusuchen und zu trösten. Auch sollte er ihm Obst kaufen und bringen, denn seit acht Tagen hatte Mathilde nicht aus dem Zimmer gedurft und Anton daher umsonst auf sie gewartet. Ferdinand kaufte herrlich süße Pflaumen, just solche, wie die waren, welche seiner Schwester so viel Leid verursacht hatten, dann suchte und fand er bald das Nachbarhäuschen. Der kleine Anton war aber nicht im Hofe und nicht in der Stube, die ihm Mathilde beschrieben hatte. Ferdinand glaubte schon, er sei nicht im rechten Hause, aber ein Blick nach der Institutsmauer überzeugte ihn, daß er nicht irgegangen sei. So war wohl der arme Anton ausgezogen, oder am Ende gar gestorben. Niemand zeigte sich, den Ferdinand hätte fragen können. Eben wollte er das Haus wieder verlassen, als er von oben her

einen Gesang vernahm, der von einer schwachen Knabenstimme herzurühren schien. Ferdinand lauschte. Es war ein einfaches, trauriges Lied, das aus dem Dachstübchen herabklang.

Rasch stieg er die schmale Treppe empor und trat in die Stube, aus welcher das Lied ertönte.

Da saß Anton, der lahme arme Bube, am Fenster und flocht Strohmatte. Der Knabe hielt im Singen ein, denn der fremde Besuch überraschte ihn nicht wenig.

„Ihr seid der Bruder meiner lieben Fee,“ rief Anton mit freudigem Entzücken, „von dem mir Fräulein Mathilde so viel erzählt hat. Wie geht es ihr? Ist sie krank?“

Die blauen Augen Ferdinands, die denen seiner Schwester so ganz und gar ähnlich waren, hatten den kleinen Anton sofort alles Richtige erkennen lassen.

„Mathilde schickt ihrem Freunde Anton Grüße und Pflaumen durch mich,“ antwortete Ferdinand, nicht wenig überrascht durch den jammervollen Anblick des armen blassen Kindes und die Schnelligkeit, mit der sein geistig erregter Blick den Bruder der Freundin in ihm erkannt hatte.

Bald überzeugte sich Ferdinand, wie gut sich's mit dem armen Knaben plaudern lasse, und da er sah, mit welcher Angst und Sorge sein Herz erfüllt war, weil Mathilde seit acht Tagen sich nicht mehr an der Gartenmauer gezeigt hatte, hielt Ferdinand nicht länger zurück und erzählte ihm Alles was er wußte von Mathildens angeblichem Frevel und ihrer Strafe. Anton hing mit seinen Blicken an Ferdinands Lippen, und als er erfahren, um was es sich handle, leuchteten seine Augen wie Sterne. Eine flammende Röthe flog über sein mageres Gesicht. Er faßte Ferdinands Hand und zog ihn an's Fenster.

„Da schaut hinab,“ rief er, „dort seht Ihr den Pflaumenbaum im Garten. Als meine Eltern das untere Stübchen aufgeben und da heraufziehen mußten unters Dach, weil sie die theure Miethe für das untere Stübchen nicht mehr erschwingen konnten, da wollte ich murren, denn ich konnte nun nicht mehr im Freien sitzen und nicht mehr so nah bei Eurer Schwester sein. Sie haben mich die Stiegen heraufgetragen vor neun Tagen, und seitdem sitze ich da am Fenster. Jetzt aber danke ich's dem lieben Gott, daß ich da hier oben bin, denn von diesem Fenster aus hab ich's ja gesehen, wer den Pflaumenbaum beraubt und beschädigt hat. Mit meinen Augen hab ich's gesehen trotz der Dämmerung. Die bösen

Buben unsers Hausherrn haben's gethan. Mathilde ist unschuldig!“

Ferdinand hätte den kleinen Anton umarmen mögen. Dankbar erhob sich sein Herz. Der Zeuge der Unschuld seiner Schwester war gefunden.

So gut hatte Anton lange nicht geschlafen wie heute, denn sein Herz war froh bis zum Grunde, konnte er doch einen Theil des Dankes abtragen, den er seiner freundlichen Fee für alles Liebe schuldete, das sie ihm gethan.

Ferdinand hatte anfänglich bei der Frau Vorsteherin wenig geneigtes Gehör gefunden. Die Entschiedenheit jedoch, mit der er seiner Schwester Sache verfocht, überwand alle Bedenken. Man entschloß sich neuerdings nachzuforschen. Die Buben des Nachbars, durch den Besitz eines Nestes der Pflaumen und Antons Zeugniß überführt, gestanden nach einigem Läugnen ihre Schuld. Mathildens Ehre war gerettet, die Lüge ihres Geständnisses, zu der sie nur die Angst vor Schande und die Sorge um den armen Anton gebracht hatte, war verziehen.

Alle Lehrerinnen wie die Frau Vorsteherin fühlten sich tief gerührt von Mathildens Liebe zu dem armen Nachbarskinde und bedauerten, daß sie dem braven Mädchen willenlos so schweres Unrecht gethan hatten.

Mathilde ward in nicht zu langer Zeit, nachdem man ihre herzzewinnenden Eigenschaften mehr und mehr kennen gelernt hatte, der Liebling des Institutes. Nicht mehr heimlich brauchte sie die Mauer empor zu klettern, um ihrem kleinen Freunde Obst und Brod zu bringen. Auch die übrigen Zöglinge bedachten jetzt oft den armen Anton mit freundlichen Gaben.

Ferdinand blieb in der Residenz und vollendete seine Studien. Seine Besuche waren für Mathilde und ihn die glücklichsten Stunden.

Der Segen der seligen Eltern strömte sichtlich auf die beiden Waisen herab.

Bald hatte Ferdinand sein erstes Bild vollendet und verkauft; eine goldene Zukunft lachte ihm. Auch Mathildens Fortschritte ließen nun nichts mehr zu wünschen übrig.

Nach einigen Jahren kehrte Ferdinand mit Mathilden in jene Gegend zurück, wo das Landgut ihrer Eltern lag. Ferdinands Fleiß und Talente ärndeten bald reiche Erfolge. Zehn Jahre später finden wir ihn als Besitzer jenes Gutes, das einst sein Vater besessen, und Mathilde, die treue Schwester, bei ihm. Und der arme Anton — ihn hatten sie nicht vergessen! Auch ihm leuchteten noch frohe Tage bei Ferdinand und Mathilde.

Gerhard von Avennes.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Original-Zeichnung von Gustav Spangenberg.



Als Herzog Gottfried
von Bouillon
Gen Arzuf zog von
Askalon,

Ging Schrecken vor ihm her im
Land,

Die Stadt wagt' keinen Wider-
stand.

Das Volk, zu schonen Gut und
Blut,

Sprach: „Gern dir zahlen wir
Tribut,

Doch laß, zu bekrer Sicherheit,
Uns Geiseln stellen beiderseit:
Schick einen Ritter von den deinen
Zu uns — wir schicken zehn für
einen!“

Der Herzog sprach: „Wohlan, es sei!
Ruft Gerhard von Avennes herbei
Als Geisel, denn er ist ein Mann,
Der für zehn Türken einstehn kann.“

Zehn Türken kamen, Gerhard ging
Und blieb in Arzuf's Mauerring,
Derweil die Türken in der Nacht
Sich heimlich wieder davon gemacht.

Sie hatten gesehn, wie schwach die Zahl
Der Christen war in Arzuf's Thal,
Und glaubten, nie werd' es gelingen
Dem Herzog, Arzuf zu bezwingen.

Doch sahn sie bald vom Mauerthurm
Wie Gottfrieds Heer anrückt zum Sturm.
Da banden sie an einen Mast
Gerhard, den unterpfändigen Gast,
Und hoben neben dem Mauerthor
Den Ritter an dem Mast empor,
Damit er, um sich selbst zu wahren,
Die Stadt behüte vor Gefahren.

Zum Herzog steht er von der Rinne:
„Verschont mich mit barmherzigem Sinne!
Sonst muß ich unter Feindeshänden
Hier martervollen Todes enden.“

Der Herzog rief: „Es thut mir weh,
Daß ich dich schuldlos leiden seh;
Befiehl dem Heiland deine Sache,
Das Christenheer verlangt nach Rache.“

Herr Gerhard sprach: „Muß es denn sein,
Ergeb' ich ruhig mich darein;

Doch schickt mein Roß und meine Habe
Den Brüdern nach dem heiligen Grabe,
Um meine Seele zu erretten
Durch Beten auf den heiligen Stätten.“

Der Herzog sprach: „Es soll geschehn.“

Doch dann ließ er Befehl ergehn
Zum Sturm. — Es prasselt um die Mauer
Von Pfeilen dicht wie Hagelschauer,
Und Gerhard ward zuerst getroffen.

Nun schwand den Türken alles Hoffen,
Da sie gesehn, kein Mitleid wohnt
In dem, der nicht des Bruders schont.
Doch doppelt jetzt zur Wuth befeuert
Sind sie, als sich der Sturm erneuert.

Schon nähern der bedrohten Brüstung
Die Ritter sich in blanker Rüstung:
Da plötzlich bricht das Türkenheer
Hervor zu starker Gegenwehr
Und treibt mit wuthgewaltiger Wucht
Das Christenheer in wilde Flucht,
Derweil in Arzuf arg bedrängt
Herr Gerhard noch am Mastbaum hängt
Und betet für sein Seelenheil,
Denn seine Brust traf mancher Pfeil.

Als heim zur Stadt die Türken kamen
Und Gerhards frommes Flehn vernahmen,
Da fühlten Mitleid und Erbarmen
Die tapfern Krieger mit dem Armen.

Mit Vorsicht hoben sie in Hast
Ihn sanft herab vom hohen Mast,
Verbanden sorgsam seine Wunden,
Und Gott ließ ihn durch sie gefunden.

Als er geheilt so wunderbar
Und Arjuf frei von Feinden war,
Da sprach zu ihm der Türkenführer:
„Du warest nicht der Zwietrachtshörer,
Du hast die Kriegsnoth nicht verschuldet,
Doch allermeist dafür gebuldet.
Wir heilten deine wunden Glieder,
Gebrauch' sie nun in Freiheit wieder!
Da, nimm mein Roß und Wehrgehent,
Dazu dieß Gold als Gastgesent,
kehr' heim zu deiner Christgemeinde
Und denke freundlich deiner Feinde!“

So ritt Herr Gerhard muntern Trabes
Heim zu der Stadt des heiligen Grabes.
Und als den Todtgeglaubten sahn
Die Christen hoch zu Rosse nahen,

Da glaubten sie, aus Todesbanden
Sei er vom Grabe auferstanden,
Weil Mönche auf den heiligen Stätten
Für ihn gebetet ihn zu retten.

So führten sie ihn jubeltönig
Zu Gottfried, dem erklärten König.

Der sprach zu Gerhard hochvergnügt:
„Gott hat es wunderbar gefügt;
Durch Freundeshand wardst du verwundet,
Durch Feindeshand bist du gesundet.
Ich aber will ein Bündniß schließen
Mit Arjuf ohne Blutvergießen,
Und, schlägt der Türkenfeldherr ein,
Soll er mein Freund wie deiner sein.“

Der Kolkrabe.

Von

Karl Reinhold.

Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



„Jacob! Jacob!“ ruft eine tiefe und etwas heisere Stimme im Hofe. Diese Stimme gehört dem Hofthyrannen, einem stattlichen Kolkraben an. Ganz jung wurde er aus dem Horste genommen, den seine Eltern tief im Walde auf einer uralten Riesentanne erbaut hatten. Ein tollkühner Kletterer führte das Wagnestück aus. Im Hofe unter Hühnern, Enten und Gänzen ist er als „Jacobchen“ aufgewach-

sen und zahm geworden, und hat sich nach und nach des Regiments bemächtigt. Als ein talentvoller

Vogel hat er eine Menge Wörter sprechen lernen und versucht sich nebenbei fort und fort in verschiedenen Künsten. „Jacob! Jacob!“ ruft er jetzt noch lauter als zuvor. Er will sich mir bemerklich machen und weiß, daß dieß ihm in der Regel gelingt, denn ich habe große Freude an dem klugen Thiere, das voll der tollsten Streiche ist. „Guten Morgen, mein Jacobchen,“ rufe ich in den Hof hinab. Dort sitzt er auf einem großen Feldstein, den er als seinen Thron ansieht, und blickt mit seinen blitzenden Augen nach mir herauf. „Spitzbub! Spitzbub!“ krächzt der Schelm und lachend rufe ich: „Ja, das bist du! ein Erzspitzbub! Hast du nicht erst gestern früh im Garten meiner Frau die Scheere gestohlen und wer weiß wohin getragen? Und das Butterbrod, mit dem du gegen Abend über die Mauer geflogen kamst, war sicher auch eigentlich nicht für Jacob gestrichen.“ Er hört die Strafpredigt ruhig an und senkt den Kopf ein wenig, als fühle er Reue; aber Jacob ist ein Heuchler, er sinnt sicher auf eine Tücke. Siehe da, der Hofhund, Frau Diana, ist es, auf die er lauert. Unachtsam nähert sie sich dem Throne des Thyrannen und ehe sie sich's versieht, hat ihr Jacob einen so derben Hieb mit dem Schnabel versetzt, daß sie kläglich heulend die Flucht ergreift. Jacob versucht es diese Töne nachzuahmen, aber sie wollen ihm nicht gelingen, und wie Schaden-

freude und Spott klingen sie hinter dem armen Hunde her.

Mit dem Vorgänger der Frau Diana, mit Bello, stand er auf vertrautem Fuße, war doch Bello mit ihm aufgewachsen. Die beiden Thiere schienen einen Freundschaftsbund geschlossen zu haben und fraßen oft friedlich aus Einem Troge; ja oft genug saß Jacob auf Bellos zottigem Rücken. Als letzterer starb, ging Jacob suchend und trauernd im Hofe umher. Der treue Freund fehlte ihn. Der Einzug der Diana dagegen, die ihn mit lautem Gebell begrüßte, erfüllte ihn mit stillem Grimm und bald genug gab es Streit zwischen beiden, in dem der Hund den kürzeren zog und einen gewaltigen Respect vor den kräftigen Schnabelhieben seines Gegners bekam. Das weiß Jacob, und weil ihm Diana immer klug ausweicht, vermag er nur selten seine Tücke an ihr auszuüben. Um so mehr freut er sich heute, daß es ihm wieder einmal gelungen ist, sie seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen.

Jetzt schwingt er sich von seinem Throne und stolziert höchst gravitatisch im Hofe umher. Alles geht ihm scheu aus dem Wege. Er scheint nach seinem Frühstück zu verlangen, denn er wandert nach seinem Troge. Der Trog ist leer, aber Jacob weiß sich zu helfen. Er fliegt an's Küchenfenster und klopft erst nur leise, bald aber lauter. Die Köchin kann ihn nicht hören, denn sie ist noch nicht in der Küche. Jacob zieht verdrießlich ab, macht jetzt seinem Aerger Luft und neckt den Haushahn, indem er laut kräht. Der eifersüchtige Hahn läßt sich täuschen; er sieht sich kampfbereit nach seinem Nebenbuhler um und merkt endlich, daß er wieder einmal von dem Schalk betrogen wurde. Da wird es vor dem Thore laut, die Bücher unter dem Arme zieht die Jugend der Schule zu. Jacob fliegt auf das Thor und helle Kinderstimmen rufen: „Jacob! Jacob! Spitzbub!“ Der Gerufene und Gescholtene schweigt nicht und krächzt sein „Spitzbub! Spitzbub!“ vom Thore herab. Es schmeichelt ihm, daß er der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit ist, und eifrig zeigt er vor der lieben Schuljugend seine Sprachkünste; „Spitzbub! Miene! Lump! Jacob! Jacobchen!“ schreit er bunt durch einander. Lachend ziehen die Kinder vorüber, Jacob

fliegt in den Hof zurück und bald sitzt der Hofthyrann wieder auf seinem Throne.

So lebt Jacob im Hofe, seinem kleinen Reiche, von seinen Unterthanen gefürchtet, bei seinem Herrn aber in großer Gunst stehend, obgleich er auch diesen oft nicht geringen Aerger bereitet, wenn es dem Schelm beikommt, die Nachbarschaft zu besuchen; denn er stiehlt „wie ein Rabe“, und junge Hühner und Gänse sind vor ihm nicht sicher. Da giebt es denn allerlei Klagen.

Es ist wunderbar, daß gerade dieser Vogel sich so leicht zähmen läßt; denn in der Freiheit scheut er die Nähe des Herrn der Schöpfung und wählt seinen Aufenthalt in einsamen Gebirgen und tiefen Wäldern. Er lebt paarweise und die Verbindung ist für das ganze Leben geschlossen. Er fliegt leicht und schön und es scheint ihm Freude zu machen, über Thäler und Berge hinwegzustrEIFEN und dann und wann zierliche Kreise in der Luft zu beschreiben.

Den Namen Kollkrabe führt er wegen seines Geschreis „Koll! Koll!“ Er ist schwer zu sättigen, doch ist er kein Feinschmecker. Käfer, Würmer, Schnecken sind für ihn Leckerbissen, er nimmt aber auch mit Früchten und Körnern fürlieb. Daneben bedarf er einer kräftigeren Nahrung und weiß sie als ein eben so gewandter wie kühner Räuber sich zu verschaffen. Kein kleiner Vogel ist vor ihm sicher; vom Hasen bis zur Maus werden auch die Vierfüßler seine Beute, selbst die Körper todtler Thiere verschmäht er nicht.

Seinen Horst baut der Kollkrabe auf steile Felsen oder hohe, schwer zu erkletternde Bäume in einer Breite von zwei bis drei Fuß aus Reisern, und füttert ihn inwendig mit allerlei weichen Dingen aus. Vier bis fünf Junge schreien später im Nest, und die Alten sind unermüdtlich thätig, um das fortwährend nach Futter rufende junge Volk auch nur einigermaßen zu befriedigen. Sie lieben ihre Jungen zärtlich und würden sich, wenn sie uns verstehen könnten, nicht wenig wundern, wenn sie uns scheltend von einem „Rabenvater“ oder einer „Rabemutter“ reden hörten. Jacob ist ein treuer Vater und ihr, meine jungen Freunde, werdet nicht mehr dulden, daß man ihn verleumdet.

Zwei Sprüche von Friedrich Güll.

Wie thu' ich recht in allen Ständen? —
Die Liebe frag', so wird dir's glücken.

Schwer ist leben, schwerer sterben,
Doch am schwersten nicht verderben.



Beim Waschen soll mein Kind nicht schrein.

Aus Oscar Pletsch'
„Springinsfeld“.

In Musik gesetzt von Fr. Pacius.*)

Sinnig.

Beim



Wa = schen soll mein Kind nicht schrein und soll hübsch still und

ar = tig fein; sonst holt die Maus das Söck = chen, die Ka = te nimmt das Röß = chen, der

cresc.

*) Eigentum der Verlagsbandlung.

for. *p* *mf.*
gro-ße Hund kommt auch da-zu, und holt die Klei-der und die Schuh', die Klei-der und die

for. *p* *mf.*
Schuh'. Das Häschchen setzt das Hüt-chen auf und läuft da-von in schnel-lem Lauf; wie

p
dauert mich mein Kind so sehr, nun hat es kei-ne Klei-der

etwas langsam.
sf *sf* *p*

mehr. *tr*

a tempo.



Der Fuchs im Hühnerstall.

Ein Kinder-
märchen.

Von

Franz Sträßle.

Illustration von

Ludwig Burger.

Ein Bauer hatte sieben Kinder, sieben Hühner, sieben Gänse und sieben Entlein. Das war all sein Reichthum, doch war er zufrieden und wohlge-

muth dabei. Oft sagte er: „Es ist Alles recht, wenn ich nur meine Sieben groß bringe.“ Das ist aber keine so leichte Kunst, sieben Kinder, sieben Hühnchen, sieben Gänse und sieben Entlein groß zu bringen, und es gehört in manchem Falle mehr dazu als gewöhnlicher Bauernverstand. Dumm war unser Bauer nun gerade nicht, und wenn doch zuweilen eines von seinen Sieben die Flügel hängen ließ, so sagte er: „Hör' du, ich will dir was sagen: Geld für theure Arzneimittel habe ich nicht, aber draußen ist heller Sonnenschein, frische Luft und reines Quellwasser, das sind wohlfeile Arzneimittel, die mußt du fleißig gebrauchen, so wird's bald besser werden.“

Und die sieben Kinder, die sieben Hühnchen, die sieben Gänse und die sieben Entlein ließen sich das nicht zweimal sagen, denn es war ihnen nichts lieber, als sich im Freien herumzutummeln. Wenn die sieben Gänse und die sieben Entlein im klaren Teiche sich badeten, und wenn die sieben Hühnchen im warmen Sande der Haide es sich wohl sein ließen oder piepsend und glucksend ihrer Nahrung nachliefen, so machten die sieben Kinder ein munteres Spiel auf dem Rasen oder vergnügten sich auf andere Weise.

So ging Alles lange Zeit herrlich von Statten; die Sieben wuchsen immer mehr heran und der Bauer hatte seine herzige Freude an allen.

Da hörte der Fuchs davon, und weil er nirgend's lieber ist als da, wo Hühner, Gänse und Enten

sind, so faßte er den Entschluß, sich in der Gegend, wo das Haus des Bauern stand, niederzulassen und der Nachbar des armen Mannes zu werden. Er grub sich daher eine Höhle im Walde, und als er damit fertig war, machte er seine Abendspaziergänge nach der Gegend hin, wo die Hütte des Bauern lag. Dabei hoffte er gelegentlich einem Hühnchen oder einem Gänschen oder Entchen zu begegnen, um sich mit ihm zu unterhalten und zu belustigen, wie eben Füchse mit Hühnern und Gänzen sich gern unterhalten und belustigen. Aber so viel er auch umher spazierte und so schlau er es anfang die Bekanntschaft der Hühnchen, Gänschen und Entchen zu machen, so war Alles vergeblich, denn der Bauer und seine Kinder hatten ein wachsameres Auge auf die kleine Geflügelschaar.

Da überlegte der Fuchs hin und her, was er thun solle, um sein Ziel zu erreichen. Und als er lange genug überlegt hatte, kam er auf den Einfall sich zu verkleiden. Er steckte sich daher in das Gewand eines gelehrten Mannes, setzte eine große blaue Brille auf, nahm ein Buch unter den Arm und so angethan trat er eines Tages in die Hütte des Bauern ein. Der Mann grüßte seinen Gast höflich und fragte ihn nach seinem Begehren.

„Ich bin Magister Vulpes,“ sprach der Fuchs würdevoll, „und durchreise die Gegend, um die Jugend nützliche Dinge zu lehren. Habt Ihr etwa Kinder?“

„Ei wohl,“ sprach der Bauer, — „vier prächtige Jungen, einer hausbackiger als der andre, und jeder von ihnen hat drei herzige Schwesterlein.“ — Und der Bauer machte das Fenster auf und rief hinaus: „Börgel, Michel, Grete, Rathel und wie ihr alle heißt — kommt herein, es ist ein fremder Herr da, macht ihm die Aufwartung!“

Und — hoppi di hopp! trippelten und trappelten die Kinder zur Thüre herein, eins um das andere, als ob es gar kein Ende nehmen wollte, bis die Zahl sieben voll war.

Die Kinder sahen den fremden Gast zuerst etwas furchtsam an, weil er aber gar zutraulich sich benahm, wurden sie beherzter und gaben ihm auf allerlei Fragen Antwort.

Fragte Magister Vulpes: „Welches Pferd siehst hinten so viel als vorn?“

Rief Michel: „Ein blindes!“

Fragte der Magister: „Man brät es, man kocht es, man schmälzt es, — aber man ißt es nicht; — was ist das?“

Rief der Seppel: „Das ist der Bindfaden am Bratwurstzippel, den ißt man nicht.“

Fragte Herr Vulpes: „Was ist schwärzer als der Rabe?“

Rief Börgel: „Seine Federn!“

„Brav gemacht,“ lobte Herr Vulpes den Börgel; „ich sehe, ihr seid sehr anstellige Kinder; erlaubt es der Herr Papa, so werde ich recht oft zu euch kommen und euch allerlei lehren, was für das Fortkommen in der Welt von Nutzen ist.“

Der Bauer nahm sein Käpplein ab und erwiderte: „Bin Euch sehr dankbar für den Antrag, Herr Magister Vulpes. Aber sagt, wie soll ich Euch, als armer Mann, für die Mühe belohnen?“ „Paß!“ entgegnete Herr Vulpes, — „ich mache durchaus keine Ansprüche, die Hauptsache ist mir, daß ich in einem Hause, wo so liebe Kinderchen sind, Zutritt habe.“ Mit diesen Worten entfernte sich Herr Vulpes, denn es war Abend geworden und die Sonne schied sich bereits an, hinter den Bergen zu verschwinden. Der Bauer begleitete seinen Besuch bis weit hinaus in's öde Feld und Herr Vulpes redete gar schön über allerlei Dinge, besonders pries er die Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit über Alles.

Als der Bauer wieder in seine Hütte zurückkam, umringten ihn die Kinder und riefen: „Vater, Vater, ist's wahr, was Bruder Michel sagt?“

„Was sagt er denn?“ fragte der Bauer neugierig.

„Er sagt, der fremde Herr sei gar kein gelehrter Magister, sondern ein verkleideter Fuchs gewesen.“

„Ja wohl,“ rief Michel, — „das war er! ich habe wohl gesehen, wie sorgfältig er seinen Schwanz in der Tracttasche verborgen hielt.“

Da ging dem Bauern ein Licht auf, und erstaunt rief er aus: „Wahrhaftig, mein Michelchen ist pfißiger als wir alle, das war der Fuchs! Nun eilt euch, Kinderchen, und seht nach, ob die Hühner, Gänse und Enten noch alle im Stalle sind und ob keines fehlt.“

Da liefen alle dem Geflügelhaus zu und zählten und zählten, und — richtig fehlte ein Huhn und noch dazu das allerbeste. „Warte du Bösewicht!“ rief der Bauer unwillig. „Was fangen wir an, wenn er wiederkommt?“

„Da weiß ich Rath,“ sagte Michel, — „schaff nur einen festen Käfig herbei, Vater, so fangen wir den Fuchs.“

Und der Bauer that, wie Michelchen sagte, und zimmerte noch in selbiger Nacht einen Käfig aus dem härtesten Holze, das er hatte. Den stellte er oben in eine Ecke des Hühnerstalles und legte ein Treppchen daran, als ob es dazu wäre, daß die Hühner daran auf- und abgehen sollten.

Des andern Tags legte sich Michel auf die Lauer, um zu warten, bis Herr Vulpes käme. Der ließ auch nicht gar lange auf sich warten, und als Michel nun den Fuchs von weitem erblickte, trieb er die Hühner, Gänse und Enten hurtig in den Stall und fing mit seinen Geschwistern einen Ringeltanz an. Und während sie so auf dem grünen Rasen herum hüpfen, sang Michel:

„Ich weiß ein Räthsel spitzig,
Das ist gar schlau und witzig;
Wer's rathen kann, ist hochgelehrt
Und kriegt als Lohn, was er begehrt;
Bringt's einer aber nicht heraus,
So muß er in das Hühnerhaus.“

Und eben als Magister Vulpes herzutrat, mußte der Börgle in das Hühnerhaus schlüpfen, weil er, wie Bruder Michel behauptete, das Räthsel nicht errathen habe.

„Guten Tag, Kinderchen!“ redete Herr Vulpes die Spielenden nun freundlich an, — „wo ist euer Vater, und was treibt ihr denn eigentlich da?“

„Der Vater ist fort und wir spielen Räthsel,“ entgegnete Michel dem Herrn Magister.

„Ei, das ist ja ganz hübsch,“ sprach Herr Vulpes; — „darf ich wohl mit euch spielen?“

„Warum nicht?“ gab Michel zur Antwort. „Tretet nur gleich ein, eben fängt das Spiel wieder an. Aber das sag' ich gleich: wenn Ihr das aufgegebne Räthsel nicht lösen könnt, so müßt Ihr auch in's Hühnerhaus wie der Börgle.“

„In's Hühnerhaus!“ rief der Herr Magister. „Ei, ei, das ist eine schwere Strafe für einen Mann wie ich bin; aber dem Spiel zu Gefallen will ich sie schon ein bißchen aushalten, wenn es mich treffen sollte, obwohl ich den abscheulichen Geruch der Hühnerställe nicht ertragen kann.“ Im Stillen aber dachte der verkleidete Fuchs gerade das Gegentheil von dem, was er sprach, und nichts kam ihm erwünschter, als die Gelegenheit, sich im Hühnerstalle des Bauern genau umsehen zu können.

„Nun so spielt also mit,“ sagte Michel, „und tretet gleich in unsern Kreis ein, ich will Euch ein Räthsel aufgeben.“

Der Herr Magister trat sofort in den Kreis, den die Kinder geschlossen hatten, und diese sangen, während sie den Ringeltanz ausführten:

„Ich weiß ein Räthsel spitzig,
Das ist gar schlau und witzig;
Wer's rathen kann, ist hochgelehrt
Und kriegt als Lohn, was er begehrt;
Bringt's einer aber nicht heraus,
So muß er in das Hühnerhaus.“

Und als sie dieß gesungen hatten, sprach Michel zum Gaste: „Jetzt aufgepaßt! sagt einmal, wann ist der Fuchs ein Fuchs?“

Voll Erwartung sahen die Kinder auf den Herrn Vulpes, denn sie waren sehr begierig, was er sagen würde. Dieser aber grinste den Michel einen Augenblick ganz entsetzlich an, als wollte er ihn beißen, und nahezu wären die Kinder vor Schreck aus einander gestoben, hätte Herr Vulpes nicht gleich darauf herzlich gelacht und gesprochen: „Der Fuchs ist ein Fuchs, wenn er einen tüchtigen Schwanz hat.“

„Fehl geschossen!“ rief Michel, „der Fuchs ist ein Fuchs, wenn es nicht ihrer zwei sind.“

Jetzt klatschten die Kinder jubelnd in die Hände und riefen:

„Bringt's einer aber nicht heraus,
So muß er in das Hühnerhaus!“

Dann tanzten sie mit dem Herrn Magister dem Hühnerstalle zu; dort mußte er aus dem Kreise treten, zur Thüre hineinschlüpfen, das Treppchen hinaufsteigen, und als er nun im Käfige saß — hui! schlug Michel die Falle zu, daß es fauste. Dann riefen die Kinder: „Vater! Vater! der Fuchs sitzt im Hühnerstalle, komm doch und sieh!“

Da der Fuchs sah, daß er verrathen war, knirschte er mit den Zähnen vor Aerger und Ingrim, und dabei fuhr er im Käfige umher wie rasend. Aber wie er auch tobte, heraus kam er nicht wieder.

Als es aber bekannt wurde, daß der Bauer einen Fuchs im Hühnerstalle habe, bekam er großen Zulauf von Neugierigen, die alle das Wunder sehen wollten. Und weil jeder, der es sehen durfte, dem pffiffigen Michel ein Trinkgeld gab, bekam der arme Mann bald so viel Geld, daß er nicht nur für das gestohlene Huhn wieder ein anderes kaufen konnte, sondern er und seine sieben Kinder wurden so reich, daß sie bald auch sieben Kühe, sieben Pferde und sieben Esel im Stalle stehen hatten.

Der Fuchs aber? — Wenn er indeß vor Aerger nicht umgekommen ist, so sitzt er noch im Hühnerhaus.

Räthsel

von Friedrich Gull.

1.

Mein Erstes bringt Regen und Sonnenschein,
Mein Zweites bringt Unglück und Glüd;
Mein Ganzes springt schnell über Stock und Stein
Und über den Bach ohne Brüd'.

2.

Nun rathe, wie wir heißen:
Mit einem R von Eisen,
Mit einem S von rothem Pech,
Mit einem T von blankem Blech,
Wohl auch, als wie mit Z von Thon;
Ich glaube gar, du weißt es schon.

3.

Besinn' dich, was ich wohl meine:
Vier Köpfe, vier Arme, zwölf Beine,
Acht große, und drüber vier kleine,
Zwei stumpfe, zwei spizige Nasen;
So geht es mit Keuchen und Blasen
Und Nasen durch Gassen und Straßen.

4.

Der Handschuh ist mein Better,
Doch seine Base bin ich nicht.
Er ist viel feiner und netter,
Ich unscheinbarer Art und schlicht.
Doch, hält man mich auch nicht in Ehren:
Es kann mich Niemand leicht entbehren.

5.

Ich habe einundzwanzig Augen,
Tieffschwarz und dennoch blöd und blind,
Doch hie und da mag ich wohl tangen,
Zum Glückspiel für ein Sonntagkind.

6.

Das Eisen mach ich gelb,
Die Bratwurst aber braun;
Und wer mich in den Boden schlägt,
Kann sicher auf mich baun.

7.

Mit einem B im Schnee,
Mit einem K im See,
Mit einem Z im Mund:
Du weißt es, gib es kund.

8.

Im Frühling werd' ich nach und nach den Leuten über-
drüssig,
Im Sommer bin ich ganz und gar unnütz und überflüssig;
Im Herbst fängt man wieder an mir mehr und mehr zu
schmeicheln,
Im Winter eilt man, mich sogar mit Händen sanft zu
streicheln.
Ob Dank, ob Undank, laß ich mir die Lannn halt ge-
fallen,
Und lebe so gemüthlich und behaglich fort mit Allen.

Anflösung der Räthsel im vorigen Hest.

Von Georg Scherer.

- | | | |
|-----------------------------------|------------------------|------------------------------|
| 1. Die zehn Finger der Spinnerin. | 2. Lampe, Ampel. | 3. Nadel und Faden. |
| 4. Tauben und Erbsen. | 5. Die Zeiger der Uhr. | 6. Kaffee, Milch und Zucker. |

Anflösung der Knackmandeln im vorigen Hest.

Von

Robert Löwike.

- | | | | | |
|------------|-------------------|--------------------|---------------|------------|
| I. Basel. | II. Baden. | III. Genua. | IV. Weichsel. | V. Triest. |
| VI. Seine. | VII. Brandenburg. | VIII. Neapel. | IX. Ilse. | X. Bober. |
| | XI. Rhein. | XII. Marne, Meran. | | |

Knackmandeln

von

Heinrich Pröscholdt.

Geographische Scherz- und Räthselfragen.

I.
Welchen Inselbewohnern liegt Norden gegen Süden?

II.
In welchem deutschen Lande strömt der Regen un-
aufhörlich?

III.
Wie heißt die französische Stadt, welche am meisten
Aehnlichkeit mit der italienischen Stadt Salerno hat?

IV.
In welcher bekannten sibirischen Stadt liegt das
Ende in der Mitte?

V.
Wo sind Tauber und Taube gleichen Geschlechts?

VI.
Welche Finger haben Finger?

VII.
Wie heißt der kleinste deutsche Strom?

VIII.
Welche europäische Hauptstadt befindet sich am Ende
der Karpathen?

IX.
Wo haben die Schwaben ihren Himmel?

X.
Welche Länder befinden sich im Norden von Schweden
und Norwegen?

XI.
Welcher See wird niemals trocken?

XII.
Wo lacht man am meisten?

Auflösung der vorstehenden Knackmandeln.

I.
Den Bewohnern von Nordey; nämlich die
zur preussischen Provinz Hannover gehörige Stadt Norden.

II.
In Baiern; nämlich der Fluß Regen. (Er kommt
vom Böhmerwalde und mündet bei Regensburg in die
Donau.)

III.
Orleans. (Beide Städtenamen werden nämlich mit
gleichen Buchstaben geschrieben.)

IV.
In Bender.

V.
In der Geographie von Deutschland; denn
die Tauber und die Taube sind Flüsse. (Ersterer
mündet bei Wertheim links in den Main, letzterer
fällt unterhalb Dessau in die Mulde.)

VI.
Die Bopfinger, Gundelfinger, Ingelfinger,
Sindelfinger und Trochtelfinger; nämlich die Be-
wohner der württembergischen Städte Bopfinger,
Gundelfingen, Ingelfingen und Sindelfingen, sowie der zum
preussischen Regierungsbezirk Sigmaringen gehörigen
Stadt Trochtelfingen.

VII.
Der Erbstrom. Es ist ein Bach, der dem Herzog-

thum Gotha und dem eisenachischen Theile des Großherzog-
thums Weimar angehört, im Thüringerwalde unweit des
Gerbersteins quillt, den als Badeort und durch seine Meer-
schaumfabriken bekannten Marktflecken Ruhla in einen
gothaischen und einen weimarischen Theil scheidet und sich
bei dem weimarischen Orte Buttha links in die Hürsel,
einen rechten Nebenfluß der Werra, ergießt.

VIII.
Athen.

IX.
Im Rhöngebirge. Der Schwabenhimmel ist einer
der höchsten Gipfel dieses Gebirgs. Er liegt in Baiern,
1 1/2 Stunde nördlich von Bischofsheim, zwischen Bischofs-
heim und Wülfensachsen.

X.
Die Lappländer.

XI.
Der (die) Eisack (Fluß in Tyrol, der unterhalb
Bozen sich in die Etsch ergießt).

XII.
In Durlach (Städtchen in Baden), in Villach
(Städtchen in Kärnten, an der Drau) und in Bülach
(Städtchen im Schweizer Canton Zürich); denn da giebt
es nur Lacher, nämlich Durlacher, Villacher und Bülacher.

„Wenn jetzt die Mama käme!“

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch
von Julius Sturm.



Die Mutter ging aus,
Nun spielen die Kinder
Die Herren im Haus.

Sie öffnen den Schrein
Und lugen begierig
Ein Weilchen hinein.

Noch zögert die Hand:
Jetzt greift sie nach Tüchern,
Nach Hut und nach Band.

„Wer klingelt denn da?
Das gäb' einen Schreden,
Käm' jetzt die Mama!“

Nur eilig hinein
Mit Tüchern und Bändern
In Kasten und Schrein.“

Nun komme, wer will!
Sie hocken am Boden
Wie Mäuschen so still.



Schattenrättselbild.

Von

Fedor Flinzer.

Ein Falterumriß zart und scharf —
Doch müßt ihr ihn genau beschaun,
Denn selbst dem schärfsten Schatten darf
Man auf den ersten Blick nicht traun.



